

# Skizze

von



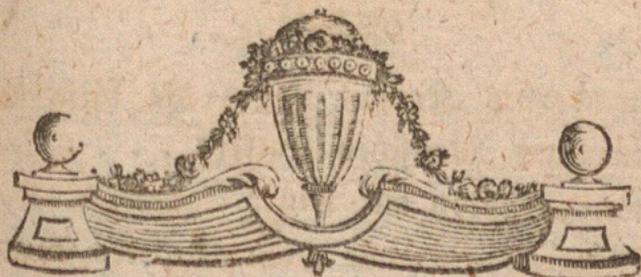
# Wien.

Drittes Heft.

---

Wien und Leipzig.  
In der Kraussischen Buchhandlung  
1787.





LIX.

### Unbequemlichkeiten.

Das Klagen über die grossen Städte ist eine abgedroschene Sache.

Timon und Diogen der Hund fluchten und spotteten schon im grauen Alterthum über Athen und Korinth. . . . Freund Juvenal \*), der Skizzirer von Rom, schrieb

K 2

ein

---

\*) Wunderbar! Juvenal und Sankt Thomas sind beide aus Aquino. Diese Stadt scheint zur Wiege grosser Geister bestimmt. Der erste schrieb freilich nur fünfzehn Satyren,

ein derbes Kapitel gegen die Residenzstadt des Römischen Kaisers . . . . Samuel Johnson mit seiner Lastträger = Physiognomie — wie Helfrich Peter Sturz ihn besichtskundet — nahm London zum Titel und Inhalt seiner bekannten Satyre . . . . Der redselige Mercier findet Paris so abscheulich und unheilbar verdorben, daß er, um die Sache kurz abzuthun, sich nicht entblödet, seinen mit Paris so sehr zufriednen Landsleuten den verzweifelten Rath zu geben, falls sie nicht Lust hätten, Se. Majestät König Cardanopal, schwelgerischen Andenkens, nach-

---

voll heidnischer Asterweisheit. Dafür schrieb der andere seine Summa, und noch siebzehn wohlbeleibte Folianten darüber, und dieß alles mit einer Salbung, daß — wosern uns die Ordenslegende der Ehrw. P. P. Dominikaner nicht zum besten hat — ein hölzernes Kreuzifix einst dem Kirchenlehrer sagte: *Bene de me scripsisti Thoma!* . . .

nachzuahmen, wenigst mit Saß und Paß aus der Stadt zu ziehn, und dieselbe auf allen vier oder acht Eken in Brand zu stecken, um dieses Krutnest alles Uergernisses, und Verderbnisses vom Angesicht der Erde zu vertilgen.

Dies im Vorbeigehn: nun wieder zur Sache. . . . Wien hat seine Unbequemlichkeiten, und manche derselben sind nicht klein.

Ein griechischer Kaiser in Konstantinopel ließ sich, wie man weiß, das *Αγρονον* oder die Luftsteuer bezahlen. Dies ist unstreitig eine vermalebete Abgabe, um so vermalebeter, da sie gerade für die schlechteste Luft — die Luft der Hauptstadt — bezahlt werden mußte. Stünde es aber in der Gewalt eines Kaisers, seiner Stadt ein Lüftchen zu verschaffen, wie es z. E. um Laxenburg, Petersdorf u. weht: so bin ich gewiß, die Wiener würden sich dazu verstehn, eine mäßige Luftsteuer zu bezahlen.

Jeder Mensch dünstet täglich ein paar Pfunde von Schweiß, Säften zc. aus. Nehmt nun die Ausdünstungen von mehr als einer Viertel - Million Menschen, von vielen tausend Pferden und Hunden, von drei tausend offenbar Kranken, und zehntausend heimlich Kranken, Gebrechlichen und Pflüchten; die Ausdünstungen der Gefängnisse, der Fleischbänke, der Geflügel - und Fischmärkte, der Gerber, Färber, der Kupferschmiede, und ähnlicher Werkstätte, der Ställe, Kloaken, Küchen, Lampen, des Hezhauses zc zc. und dieß alles auf dem Raum von einer kleinen Quadrat - Meile: so habt Ihr die Atmosphäre von Wien. Diese noch in sehr enge Gassen, mit thurm hohen Häusern bepflanzt, so eingeschlossen, daß ihr der freie Zug sehr gehemmt ist: und nun gesteht, daß es in der That nicht bequem sey, dieses Pot - Pourri von seyn sollender Luft sein Lebelang einathmen zu müssen.

„ Der

„ Der Elemente bestes ist Wasser „  
 sagt Pindar in einer seiner olympischen  
 Oden. Hätte der gute alte Persifer seine  
 Porzion von diesem Elemente in Wien ge-  
 trunken, er würde wohl anders gesungen  
 haben. Leider sind wir hier verdammt,  
 schlechtes Wasser zu genießen. Der Fürst  
 Schwarzenberg und die ehrwürdigen P.  
 P. Kapuziner auf dem Neuenmarkt allein  
 machen eine Ausnahme: das Wasser ih-  
 rer Häuser ist das beste in ganz Wien.  
 In vorigen Zeiten trank es der Hof von  
 dorthen, und noch lassen es einige Grof-  
 se aus jenen Quellen holen. Der öffent-  
 lichen laufenden Brunnen, sind eben nicht  
 viele, und dann herrscht noch obendrein  
 das Vorurtheil, lieber das Wasser aus  
 stehenden Hausbrunnen, als aus Röhr-  
 brunnen zu trinken. Dieses stehende Was-  
 ser ist in der ganzen Stadt, noch mehr  
 in den niedrig liegenden Vorstädten, weich,  
 luttig, wärmlich, setzt sich in wenigen  
 Stunden dicht an die Gläser, mache

Schleim im Halse, Blähungen im Magen, Schläfrigkeit, und spannt die nicht daran gewöhnten Gebärme stark ab.

Welche Unbequemlichkeiten! Sie sind aber lange nicht die einzigen.

Eine Kutsche ist heut zu Tage das unentbehrlichste Geräthe des Mannes vom Stande, des weichlichen Weibes, des selbstsüchtigen Reichen. Auch für den Mann geringerer Klasse, den im trüben, tothvollen Wintertag, im erstikenden Staub des Sommers, ein Geschäft schnell von einem Ende der Stadt zum andern, oder gar tief in den Winkel einer abgelegenen Vorstadt ruft, ist ein stäts angespannter, um einen mässigen Preis bereit stehender Wagen, eine unverkennbare Bequemlichkeit.

Aber von der andern Seite, welche Unbequemlichkeit verursacht die Menge der Wagen! Die Strassen sind auf beiden Seiten mit stillstehenden Kutschen besetzt, daß man nur mit Mühe neben den Häusern  
fern

fern hinschleichen kann, und nicht selten eine Porzion Wagenschmier auf dem Kleid mit nach Hause bringt. In der Mitte der Strassen rennen andere in vollem Trott einher, und drohen Euch zu zermalmen. Von allen Seiten schreien die Rutscher, so daß man nicht weiß, welchem zu erst auszuweichen sey. Im Winter ist's gefährlich, weil man auf dem Schnee die Pferde und Räder nicht hört; im Sommer verhindert das Rasseln des gegen Euch fahrenden, daß Ihr den hinten nachkommenden nicht hört. Geht Ihr auf der Strasse herum, um Euren Gedanken nachzuhängen, so seyd Ihr am übelsten daran: der nächste Bengel von Rutscher macht durch sein plötzliches: „Auf!“ Euren besten Einfall scheitern, und zwingt Euch, trotz aller Gravität, oft Sprünge wie ein Hasenfuß zu machen, um das Leben zu retten. . . . Wir wissen, daß einst in Abdera die Frösche so sehr überhand nahmen, daß sie die Ab-

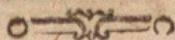
deriten aus der Stadt verdrängten. Ob uns dieß nicht unsere Pferde einst noch thun werden, ist eine grosse Frage. Zu mancher Stunde drängen sie uns schon wirklich aus mancher Gegend weg. . . . Vom Häuserschütternden Geföse, das Kranke und Wöchnerinnen und Gesunde Tag und Nacht in der Ruhe stört, nichts zu sagen.

Nicht genug, daß tausend Wägen beständig die Strassen überlagern: die ganze kalte Jahreszeit, das heißt, ungefähr sechs Monate lang, liegen die ohnehin schon engen Strassen noch allenthalben voll Brennholzes, das klasterweise vor den Hausthüren gespaltet und gesägt wird. Der Holzspalter sieht und hört nichts: er haut auf seine Klöße los, und sollte die ganze Gasse halbe Tage lang verstopft bleiben. Bekommt Ihr im Vorbeischlupfen eine Spalte auf Schtenbein und Waden, an Backen und Nasen: je nun, so müßt Ihr euch wieder heilen lassen. . .

Man

Man hat schon einigemal den Vorschlag gethan, die Eigenthümer dahin zu bringen, ihr Holz sogleich auf dem Kaufplatze spalten zu lassen: warum es nicht geschieht, das mag eine löbl. Polizei wissen.

Dies ist eine Plage im Winter: der Sommer hat deren nicht minder. Wer ist, der beim Anbrechen des Frühlings, wenn neues Grün die ländliche Erde schmückt, nicht gern des Tages wenigst einmal die Felsenmassen der Stadt verließ, um den Balsamduft von Pflanzen und Bäumen einzunhauchen? Aber wie soll man hinauskommen? sey es auch, daß der Spaziergang nicht weiter, als bis auf die Esplanade oder in einen Garten der Vorstädte führen soll. Die Thore von Wien sind Festungsthore, sie sind so enge, daß nur Ein Wagen, und durch das Nebenthürchen nur Eine Person kommen kann. Welche Rippenstöße setzt es da! wie rennt man einander gegen Stirn und Nasen! wie oft wird man auf die Füße getreten! und dann  
bis



bis über die Brücke hinaus! ein ewiger Wind bläst dort ewigen Staub in die Augen, und zwingt, das Gesicht mit Tuch zu verstopfen. Kurz, der Ausgang und Rückweg beschert so viele Unbequemlichkeiten, und erhitzt so sehr, daß er das kurze Vergnügen des Spaziergangs überwiegt, und uns pehspotisch in die Stadt einschleift. . . . Will man ganz über die Linie hinaus in das freie Feld: Neuer Jammer! Ein Weg von drei Viertelstunden bis an die Gränze der bestaubten Vorstadt; eben so viel zurück: wie viel bleibt für den Genuß der ländlichen Natur, wenn man nicht einen Wagen oder einen halben Tag aufzuopfern hat?

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Nach der Bibel beweisen dieß auch die vier dicken Bände, welche vor Kurzem Herr Zimmermann über diesen Stoff geschrieben hat. Die Einsamkeit hat immer und überall mehr Narren als Weise gemacht, folglich stets  
mehr

mehr Böses als Gutes gestiftet. Man geht also in Gesellschaft. Aber auch dieß hat in Wien seine Schwierigkeiten. Es erfordert gewisse Puzregeln, es erfordert einen ansehnlichen Kleidervorrath. Man muß in den ordentlichen Gesellschaften auch der Häuser vom Mittelstande nicht bloß abwechselnd nach der eben herrschenden Jahreszeit gekleidet erscheinen; sondern man darf auch nicht zu oft in einerlei Anzuge sich darstellen, wenn man nicht Anfangs verdeckt, und endlich wohl auch sichtbar und hörbar will ausgepiffen werden. . . Nun gesetzt auch, eure Garderobe sey auf den Fuß des guten Tons gestellt: welche Unbequemlichkeit ist es für den Mann, der den Werth der Zeit zu schätzen weiß, stundenlang unter den Händen des Haarsausers zu sitzen, und sich des Tags ein paarmal ganz von unten auf frisch anzukleiden, um des Abends ein Stündchen im schimmernden Visitenzimmer sich auf gerathe-

rathemohl — gut oder schlecht — unterhalten zu können.

Es wäre eine sehr mögliche Sache, ein ganzes Heft mit Unbequemlichkeiten anzufüllen, wenn es darum zu thun wäre, das ganze Register derselben durchzugehen. Dieß mag ein Mann thun, der mehr aufgelegt ist, die Schattenseite der Dinge aufzusuchen und zu schildern, als ich es bin.

Eine allgemeine Frage aber ist, wie kommt es, daß Leute, die von den Unbequemlichkeiten einer grossen Stadt so fühlbar überzeugt und belästiget sind, Leute die es in ihrer Wahl haben, sich den Ort ihres Aufenthalts zu bestimmen, doch die Hauptstadt jedem andern Wohnplatz vorziehen? . . . Hans Jakob Rousseau, zum Exempel, schimpfte unaufhörlich gegen Paris, und wohnte doch Jahre lang in der Strasse plâtriére. Allein Hans Jakob war, wie wir wissen, ein Fantast; sein Beispiel beweist also nichts. Es gibt an-  
dere

dere Gründe, warum man so gerne in der Hauptstadt lebt, und dieß sind ihre Bequemlichkeiten.

LX.

Bequemlichkeiten.

Der erste Grundsatz jeder gesitteten bürgerlichen Gesellschaft heißt: Dpfre einen Theil deiner persönlichen Menschenrechte und Freiheiten auf, um den übrigen Theil desto sicherer zu gntessen. Eben dieß ist der Fall mit den Bequemlichkeiten in einer grossen Stadt: laßt einige fahren, um in den Besitz der übrigen zu kommen. Wo nicht: so zieht euch aufs Dorf. Dort trinkt ihr reine Luft und reines Wasser; keine Kutsche stört bei Tag euren Gang, bei Nacht euren Schlaf; kein Visitenzimmer zwingt euch, die Hälfte des Tages am Puztisch zu verschwenden, und ein Sklav eures Schneiders zu seyn.

Ihr

Ihr habt dort weder hohe Treppen zu steigen, noch tiefe Büllinge zu machen; Ihr könnt vielleicht der Erste daselbst seyn — wenn euch dieser Punkt etwa eben so nahe am Herzen liegt, wie weiland dem Julius Cäsar — da ihr im Gegentheil in der Stadt kaum der hundertste seyd. Ein mittelmäßiges Vermögen macht euch dort zum Krösus. Keine Lasterkrone lauert an eurer Thüre, um jeden Fehltritt eines schwachen Augenblicks von Haus zu Haus zu tragen; und tausend empörende Auftritte der Thorheit und des Lasters, das tägliche Schauspiel der Hauptstadt, bleiben von euch entfernt, verwunden euch weder Kopf noch Herz.

Trotz ähnlicher Vorzüge des Landlebens, trotz der Unbequemlichkeiten der Stadt, bleibt diese doch immer der Lieblingsplatz des Reichen, des Unbemittelten, des Ehrgeizigen, des Bequemen, des Geschäftsmannes, des Müßigen und Gekem, und selbst des Philosophen.

Der

Der Reiche findet beim erwachen je-  
 des Morgens tausend Hände bereitwillig,  
 ihm jeden Reiz des Lebens, jede Nahrung  
 der Sinnen und des Geistes zu verschaf-  
 fen. . . Der Mittellose trifft hundert We-  
 ge zu seiner Erhaltung, die in einem klei-  
 nern Ort nicht sind und nicht seyn könn-  
 en; so lange er gesund ist, und arbei-  
 ten will, ist er auch seines Unterhalts  
 sicher; denn es ist kein Talent so roh,  
 keine Kunst so klein, keine Arbeit so selt-  
 sam, die nicht in Wien jemanden findet,  
 der ihrer bedarf. . . Der Ehrgeizige ist  
 nirgend in so glänzender Gesellschaft, wie  
 hier, kann nirgend seine hohen Absichten  
 so thätig betreiben, als in der Haupt-  
 stadt. . . . Der bequeme Mann, o! wo  
 kann der seinen Tabernakel besser aufschla-  
 gen als in der Hauptstadt! zu Hause und  
 im Wagen, im Bette und an der Tafel,  
 mag er unausgesetzt seinem Lieblingshan-  
 ge frohnen. Die Baukunst, die Mechanik,  
 und die Kochkunst, und noch tausend andre

Künste unsers erfindungsreichen Jahrhunderts bestreben sich in die Wette, den Forderungen seiner sybaritischen Weichlichkeit Genüge zu leisten, ja dieselben noch zu übertreffen . . . . Der Geschäftsmann hat an keinem andern Platz des ganzen Staats ein so fruchtbares und weit ausgedehntes Feld für seine Thätigkeit. Hier fließen täglich nicht nur aus allen Provinzen des grossen österreichischen Staats, sondern auch aus allen übrigen europäischen Reichen die wichtigsten und interessantesten Nachrichten zusammen. Für diesen Standpunkt ist kein Talent zu groß, kein Plan zu weitumfassend, keine Arbeit zu erhaben; so wie von der andern Seite beinahe auch keine zu geringfügig, zu nichtsbedeutend.

Der Müßiggänger endlich! — ein paar Plätze in ganz Europa ausgenommen — Wo wird ihm die sonst so schwere Kunst, die Zeit zu tödten, so sehr erleichtert, als in Wien! Wo kann er mit

so vieler Bequemlichkeit von Vergnügen zu Vergnügen, von Spektakel zu Spektakel, von Zerstreuung zu Zerstreuung rennen! Die Lustplätze, die Ergötzlichkeiten, die Spielhäuser, die Freudenmädchen! welche ununterbrochene Reihe von Gelegenheiten biethen sie ihm dar, seinem schönen Beruf nachzuhängen. In der That, der muß ein armseliger Tropf seyn, welcher in Wien nicht den angenehmen beschftigten Müßiggänger machen kann. . . Des Müßiggängers nächster Anverwandter, der Geiz, kann ebenfalls mit Wien hoch zufrieden seyn. Es kömmt nicht leicht unter irgend einem Meridian eine gekenbafte Nichtswürdigkeit, in Kleidung, Moden; eine Uebernhelt in Gebärden, Gang, Stellung; eine Hasenfüßigkeit im Konversationston, in gesellschaftlicher Spielerei, zur Welt, wovon er nicht durch fleißige Apostel und Regozlateurs dieser Dinge benachrichtiget wird. Und dann hat er auch noch den Vorthail oben drein,

daß er sich hier in einer sehr zahlreichen Gesellschaft von Mitbrüdern befindet.

Und neben allen diesen Leuten befindet sich auch der eigentliche Mensch — der Philosoph nämlich — in der Hauptstadt allein am besten, und an seinem wahren Standpunkt.

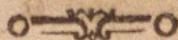
*The proper Study of Mankind is  
Man! \*)*

sagt der weise Pope; und Jedermann, der den Werth der Dinge hienieden etwas näher kennt, gibt ihm Recht. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß man den Menschen nirgend von so vielen Seiten, so durch und durch studieren könne, wie in der grossen Menschenvollen Residenz. In einem kleinen Städtchen sind die Seelen, Leidenschaften und Meinungen der  
Ein-

---

\*) Das eigenthümlichste Studium des Menschen ist der Mensch.

Einwohner so einförmig und schlapp, wie der Schnitt und Stoff ihrer Kleider. Aber in der grossen Stadt, wo Ehrgeiz, Gewinnsucht, Luxus, Stolz, Neid, Eifersucht, Geldgierde, Betrug, Reichthum und Elend, alle Leidenschaften, alle Kräfte der Seele und des Körpers, auf tausenderlei Arten reizen, drücken, und spannen; wo man eben so unendlich mannfaltig denkt, glaubt, spricht, und handelt, als man abstechend und bunt gekleidet ist: da ist die wahre Weide für den ruhig zuschauenden Menschenpähler. — Will er seine Augen vom grossen Haufen abwenden, und in einem seltenen Zirkel weniger auserlesener Weisen die Stunden seiner Muße geniessen, wo man unter den Rosen der Freundschaft über Wahrheit und Irrthümer, über Licht und Schatten, über sublime Armseligkeiten, und verachtete Wesentlichkeiten, von freier Brust spricht; wo man den Mann und die Sache unterscheidet; und jedes Ding



so ziemlich an seinen gehörigen Platz stellt:  
 so findet er auch diese, wenn er ihrer  
 würdig ist. O! ich versichere euch, Wien  
 hat seine wahren Philosophen; aber ihre  
 Name ist freilich nicht Legion: und auch  
 diese wenigen sind es nicht für Jederman,  
 und nicht jedem in gleich hohem Grade. .

. . . . .  
 So wird diese Stadt Allen Alles:  
 eine Universal-Bequemlichkeit, aus der  
 jeder seine individuelle herleiten kann, um  
 sich für die Unbequemlichkeiten derselben  
 zu entschädigen.

## LXI.

## Volks = Laune.

„ Wenn ich einem Fürsten zu rathen  
 „ hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger  
 „ empfehlen, als — Sein Volk in gu-  
 „ te Laune zu setzen. Kurzsichtige Leu-  
 „ te sehen nicht, wie viel auf diesen ein-  
 „ zigen Umstand ankommt. . . . Ein  
 „ fröh-

„ fröhliches Volk thut alles, was es zu  
 „ thun hat, munter und mit besserem  
 „ Willen, als ein dummes oder schwer-  
 „ müthiges; und (unter uns gesagt,  
 „ ihr Hirten der Völker!) es leidet  
 „ zwanzigmal mehr als ein anderes;  
 „ eure Majestäten dürfen es kühnlich auf  
 „ die Probe ankommen lassen. “

So läßt Wieland — der Meister  
 in der Philosophie des Lebens — seinen  
 Diogenes von Sinope sprechen.

Der Beherrscher Wiens hat nicht nö-  
 thig, diese seine Unterthanen erst in gute  
 Laune zu setzen, er darf sie nur in dersel-  
 ben erhalten; denn die Wiener bringen  
 die gute Laune mit sich auf die Welt,  
 wie die Stahren die Laune zu schwagen.  
 Und dieß ist um so besser für sie, wenn  
 es mit der zweiten Konsequenz des Ζω-  
 κρατης μαινομενος \*) seine Nichtigkeit hat;

Y 4

denn

---

\*) Des rasenden Sokrates oder Diogenes.

denn der Wahrheit zur Steuer muß man gestehen, daß im heutigen Europa das Wohl der Staaten wirklich von Jahr zu Jahr merklich theurer wird.

Das gemeine Volk im nördlichen Deutschland ist im hohen Grade mürrisch, trotzig, eigensinnig, zankfüchtig, übellau- nig, und zu Thätlichkeiten geneigt: sein ganzes Nervensystem scheint scharf gespannt zu seyn. Dessen kann sich jedermann über- zeugen, der in jene Gegenden kömmt; selbst die Schriftsteller jener Länder gestes- hen es ein. Was die eigentliche Ursache davon sey, ist nicht entschieden. Einige wollen es der protestantischen Religion zuschreiben, welche in ihrer Liturgie et- was düsterer, und schwerfällig ist, und für den Pöbel zu wenig Sinnliches hat. Andere leiten es aus der mindern Frucht- barkeit jener Länder, der größern Ar- muth und daher entstehenden Mißmüthig- keit des Volks, aus dem Genusse schwe- rer Speisen und dicken Biers her. Vermuths

muthlich helfen diese Ursachen zusammen, den dortigen Pöbel auf einen Ton zu stimmen, daß er leicht Handel anfängt, und sich überhaupt in offenen Dreten etwas unfreundlich zeigt.

Von diesem ist das Volk zu Wien gerade das Gegentheil. Seine Laune ist im Ganzen sehr zur Freude, Offenheit und Gutmüthigkeit gemacht. Freilich ist dieß nicht immer überlegte, aus Grundsätzen hergeleitete Tugend, sondern meistens nur Wirkung eines glüklichen Temperaments, und eines verhältnißmäffig guten Wohlstandes, vor hier selbst unter dem letzten Pöbel sich findet. Und dann ist diese Temperamentsstimmung auch mit einer derben Dosis von Sorglosigkeit, Weichlichkeit, Schwelgesucht und Bequemlichkeitsliebe versehen.

Allein, was liegt uns daran, aus welchen Quellen jene gute Volkslaune stamme, und welche Striche allenfalls ih-

re Schattenseite ausmachen. Genug, sie ist da, und thut gute Wirkungen.

Stößt jemandem auf öffentlichen Plätzen oder Strassen ein Unfall zu: so ist er sicher, unter den nächsten Umstehenden mitleidige Herzen zu finden, die ihm sogleich zu Hilfe eilen, ihn laben, ihn an einen bequemen und sichern Ort bringen, und bewachen, bis man seine nächsten Angehörigen herbei geholt, oder sonst Anstalt zu seiner weitem Versorgung gemacht hat . . . . Geschieht ein Unglück mit Pferden, gerathen Wägen ineinander: so eilen die Vorbeigehenden bereitwillig, die Pferde auszuschnüren, die Wägen von einander zu heben, und durch Hinwegräumung ähnlicher Hindernisse, größeres Unglück zu verhüten, und die verstopfte Strasse zu öffnen . . . . Alles hilft einander heben, tragen, unterstützen, fortkommen, wo es schwer vom Fleck geht . . . . Ueberhaupt sucht der Pöbel auch seinen unangenehmen Arbeiten

ten und Vorfällen eine lustige Seite abzugewinnen, und thut dasjenige unter eignem und fremden Gelächter, wobei ein Nord-Deutscher vielleicht die Gesichter eines Verzweifelten schneiden, und toben und fluchen würde.

„Man findet bei den Parisern jene muntere Laune nicht mehr, die sie vor sechszig Jahren auszeichnete, und die dem Fremden die angenehmste Aufnahme verschafte,“ sagt Mercier.

Ich fürchte, in ein paar Generationen, vielleicht schon in dreißig Jahren, dürfte dieses auch einigermaßen von der Volkslaune der Wiener wahr werden. Jene offene, gutmüthige Harmlosigkeit, die ehemals und zum Theil bisher noch beinahe in allen Ständen hervorstechend herrschte, hat sich aus einigen schon ziemlich verloren; die von einigen Ausländern mit Bitterkeit aufgemuzte Sorglosigkeit ist auf den Gesichtern mancher Menschenklassen allmählig verschwunden: dafür liebt sich

nun auf denselben Unruhe, ängstige Beschäftigkeit, Projektmacherei, heimliche Besorgtheit, Sturm und Drang.

Die eigentliche wienerische Volksklaune strahlt nur noch im wahren anschaulichen Grade aus den Gesichtern des Pöbels; aber wie gesagt, ein Zusammenfluß von leicht zu errathenden Umständen wird sie — wenn gewisse Dinge in der einmal angefangenen Progression ordentlich fortschreiten — in ein paar Menschenaltern fein sauber auch aus diesen wegbeizen.

## LXII.

### Aufklärung.

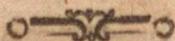
Der lärmende Unfug, welchen man seit ungefähr einem Jahrzehend aus allen Ecken des deutschen Bodens mit dem Wort Aufklärung treibt, hat beinahe die Sache selbst zum allgemeinen Spott gemacht.

Dies

Dies ist das Werk und die Schuld eines  
 grossen Haufens kleiner Geister, un-  
 mün- diger Köpfe, die bei der jetzt allgemein  
 eingerissenen Leseschwelgerei einige Grund-  
 sätze von grossen Männern über diese Sa-  
 che aufgefangen, aber nicht genug ver-  
 standen und verdaut haben; und dann  
 gleich dem Knaben Bajazzo, hinter je-  
 nen Meistern herlaufen, *anch' Io!* rufen,  
 und in die Kreuz und Queere von Auf-  
 klärung schnattern.

Indessen müssen wir uns durch das  
 Fallen dieser litterarischen Säuglinge nicht  
 abhalten lassen, die wahre Aufklärung zu  
 ehren, zu befördern, und ihr Reich al-  
 lenthalben zu vergrößern.

Wahr ist's, noch sind bei dem größten  
 Theil des Publikums, selbst des bessern,  
 die Begriffe und Gränzen derselben nicht ge-  
 nau bestimmt. Viele Leute glauben, der  
 einzige und vollendete Gegenstand der Auf-  
 klärung sey eine gereinigte vollkommene  
 Religion; die Mißbräuche der Kirche ein-  
 sehen,



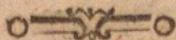
sehen, und sich von denselben los machen, heiße aufgeklärt seyn.

Dieses Glaubens bin ich nicht. Ein aufgeklärter Mann ist mir derjenige, dessen moralisches Gefühl richtig gebildet ist; der Genügsamkeit in dem Beruf zu finden weiß, worinn der Zufall oder die Geseze ihn gestellt haben; der aus Überlegung rechtschaffen handelt; der Liebe zur Arbeit, Ehrfurcht für die Geseze, Empfänglichkeit für Belehrung, Liebe zur Ordnung in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, diätetische Mäßigkeit und Sorge für seine Gesundheit, sich zu habituellen Eigenschaften gemacht hat; den es nie gelüftet nach einem Aufwande, der seine Kräfte übersteigt; der die zu seiner gesellschaftlichen Bestimmung nöthigen Talente stets zu vervollkommen sucht; der die Pflichten des Bürgers, Freundes, Ehemannes, Vaters, kennt und ausübt; der weiß, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen in-

individuelle Lasten tragen und Privatvortheile nothwendig aufopfern muß, und dieselben ohne Bitterkeit trägt und aufopfert; der die vom Staat öffentlich eingeführte Religion nie unbescheiden anfällt, und wenn er sich andere Überzeugungen erworben hat, denselben im Stillen huldigt; der endlich sein Daseyn freudig genießt, und die Wissenschaft besitzt, es bequem, lange, und ruhig zu genießen.

So natürlich dieser Umriß eines in der Aufklärung Eingeweihten ist: so mag er doch vielleicht manchem zu scharf gezeichnet vorkommen. Und da er bloß das Profil Eines Mannes darstellt, so kann er freilich zum Gesichtsmaß für eine ganze Stadt, besonders für eine Stadt wie Wien ist, nicht füglich genommen werden. Daß es aber einzelne Männer hier gebe, die jenem Umriß wirklich gleichen, wird man ohne Mühe annehmen.

Wenn sich eine ganze Nation, oder ein zahlreiches Publikum aufklären will,



so hat es zwei grosse Schritte zu thun; der erste ist, daß es alte nichtswürdige, lächerliche, und schädliche Vorurtheile ablege; der andere, daß es neue, das heißt, ihm bisher noch unbekannte Wahrheiten und Grundsätze annehme, die ihm heilsam sind, seinen Geist zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken leiten; es gewöhnen, Schein von Wirklichkeit, Nebensache von Wesenheit, gegründeten Vortheil von Flitterkram, zu unterscheiden.

Nach diesem Standpunkt zu urtheilen, muß man gestehen, daß sich die Wiener im Ganzen genommen, noch beim ersten Schritt befinden. Sie fangen seit nicht lange an, alte Vorurtheile allmählig fahren zu lassen, und dieß im religiösen, ökonomischen, häuslichen Fach. Ihre gar innige Anhänglichkeit an Mönche, Andächteleien, Bruderschaften, Wallfahrten &c. ist ausserordentlich gefallen . . . . Ihr Hang nach allem, was allenfalls auch nur dem Namen nach ausländisch ist, nimmt

nimmt merklich ab . . . . Die ehemalt-  
 ge thörichte Aufgeblasenheit, als ob tolle  
 prunkvolle Verschwendung ein Verdienst  
 sey, und dem schwelgenden Geklen weiß  
 nicht welch ein Ansehn verschaffe, wird  
 heut zu Tage ausgepiffen, oder bemitlet-  
 det . . . . Diese und mehr ähnliche  
 Dinge sind unlängbare Annäherungen zur  
 Rationalerleuchtung.

Das heugsame Naturell der Wiener  
 thut ein beträchtliches zur schnellern und  
 wirksamern Ausjättung unsinniger Vorur-  
 theile und Mißbräuche. Der Landesherr  
 kann kühnlich mit dem Messer der Refor-  
 mation in dem Körper des — geistlichen  
 und weltlichen — Aberglaubens herum-  
 schneiden, wie es ihm gefällt: ausser dem  
 Winkelmurren einiger benebelter und an-  
 derer persöulich bei der Sache interessir-  
 ter Hohlköpfe, wird Niemand dagegen  
 was einwenden. Von dieser Seite schei-  
 nen die Wiener sogar vor den hoch auf-  
 geklärten Brandenburgern einen grossen

Vorzug zu besitzen. Da diesen der verstorbene König ein neues Gesangbuch gab, überschrien sie in vielen Kirchen mit Gewalt durch die alten Knittelreime die verbesserten Lieder; ja ganze Gemeinden giengen mit tausendhändig unterzeichneten Bittschriften und Vorstellungen geradezu an den König selbst, um das alte Liederbuch in seinem verjährten Besiz zu erhalten . . . Für Katholiken, und nach obendrein für Wiener, hat der Kaiser unendlich auffallendere Neuerungen und Veränderungen im geistlichen und gottesdienstlichen Sache vorgenommen, als jener Gesangbuchstausch war: indessen hat man hier weder ein lateinisches Credo oder Oremus in das neue deutsche Predigt- und Messlied geschrien, noch den Kaiser mit ungestümmen Klagen und Vorstellungen gegen das neue Liturgiewesen bestürmt, sondern es mit allgemeiner Bereitwilligkeit aufgenommen.

Das einzige Beispiel eines solchen Gegenmemorials ergab sich aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Piarist Sigfrid Wiser, Prediger in der Josefstadt, ward von einer gewissen Partei angeklagt, daß er, wie weiland Balthasar Bekker, auf öffentlicher Kanzel dem Teufel seine Hörner und Klauen beschneide. Darüber ward Wiser, wie es bei solchen Umständen zu gehen pflegt, einweilen von seinem Predigtamte suspendirt, um erst seine Lehre vom Konsistorium untersuchen zu lassen. Nun thaten sich seine Zuhörer aus der Stadt und Vorstadt zusammen, verfaßten eine Bittschrift an den Kaiser, unterschrieben sie mit einer Liste von mehr hundert Personen, und baten darin den Monarchen, ihnen den Prediger wieder auf die Kanzel zu stellen, mit eben solchem Eifer, als die Berliner Gemeinden forderten, das neue Liederbuch aus ihren Kirchen zu entfernen.

Indessen läßt sich auch nicht läugnen, daß es manchen jungen, — auch wohl alten, verbrämten und betitelten — Wicht hier gibt, der sich im Leuchtpunkt der Aufklärung zu befinden wähnt, weil er das Abenteuer besteht, am Charfreitag einen Kalbsbraten zu essen, ein paar Gemeinstellen gegen Mönche und Amulette zu sagen, oder die Briefe vom Berge zu lesen.

Diese Geschöpfe verdienen den Spott und die Veringschätzung, mit denen sie die hiesigen hellern Köpfe selbst begrüßen. Und daß es im heutigen Wien wahre aufgeklärte Köpfe — das Wort im ausgedehntesten Umfange seiner Bedeutsamkeit genommen — gebe, im Verhältniß vielleicht so viele gebe, als in jeder protestantischen Stadt, davon glaube ich, könnte man jene Ausländer, die sich durch die Nachtsprüche einiger ihrer reisenden grossen Sprecher in diesem Punkte haben betäuben lassen, am besten dadurch

durch überzeugen, daß man sie aufforderte, persönlich hieher zu kommen. Sie würden in einem gewissen Zirkel ein unerwartetes Maasß von Kenntnissen, von Einsichten, von geläuterter Denkart, gründlichen Grundsätzen, und noch obendrein ungleich mehr Weltkenntniß, geschmeidige Lebensart, frohen Ton, und offne Gesellschaftstalenté finden, als auf jeder protestantischen Universität.

### LXIII.

## R e l i g i o n.

Ich las vor Kurzem in einem ganz neuen Buche die Schilderung des Religionszustandes in einem Nachbarlande von Oestreich. Dieses Gemälde ist so gut gezeichnet, und paßt so treffend auf den Religionszustand von Wien, daß ich nicht umhin kann, in dieser ohnehin so bedenk-

lichen Sache, jenen ungenannten Philosophen statt meiner sprechen zu lassen.

„ In — gibt es, so wie überall, verschiedene Gattungen religiöser Menschen, und sogenannter Freigeister. „

„ Der größte Theil des Volks, so wie sehr viele brave Leute von höherem Stande, vom Adel, vom Zivil- Militär- und geistlichen Stand, sind ihrer Religion im Ernste aus gutem Herzen zugethan, finden darin Antrieb zur Sittlichkeit, Beruhigung im Unglück, Trost für die Zukunft. Die Religion macht einen Theil ihres Lebensglükes, ihrer Hoffnungen und Wünsche; sie müssen sie also lieben, weil sie ihren thätigen Einfluß fühlen; sie müssen gegen alle, die nicht Religion haben wie sie, oder gar die ihrige angreifen, mißtrauisch seyn; müssen sie — nachdem sie mehr oder weniger schwarzen Humor haben — bedauern oder fürchten, oder gar verabscheuen. „

„ Aber

„ Über diese Religion ist eine zusammen-  
 mengesezte Masse verschiedener Ideen,  
 von wahren, halbahren, von ganz fal-  
 schen Begriffen, wesentlichen und aufer-  
 wesentlichen; von Wahrheiten und Vor-  
 urtheilen. „

„ Indessen ist diese ganze Masse den  
 Leuten dieser Klasse gleich heilig, gleich  
 wichtig: sie haben nie Gelegenheit oder  
 Anleitung gehabt, das Gute von dem  
 Schlechtern abzusondern, würden nicht im  
 Stande seyn, wenn sie es schon woll-  
 ten. “

„ Man darf sich also nicht verwun-  
 dern, wenn die Angriffe, die jezt so hastig  
 in Gesprächen, Büchern, Sitten, und  
 sogar in öffentlichen Verordnungen gegen  
 diese Masse von Volksreligion gemacht  
 werden, sey es auch, daß sie nur Zu-  
 fälligkeiten oder gar Mißbräuche wären,  
 bei dieser zahlreichen Menschenklasse üb-  
 les Geblüt verursachen, ihnen gefährlich  
 und unerlaubt vorkommen. „

„ Sanfte, schonende Belehrung eines Bessern, besonders bei der Jugend, ist also hier das einzige Mittel, diese Leute vor Irrthum und Aberglauben zu bewahren. Ihre Erleuchtung kann nicht anders als nach und nach geschehen, vielleicht erst nach Generationen wirksam werden. Alles, was ohne diese Behutsamkeit geschieht, ist wahre Konfussion, und kann nichts anders, als böse Wirkungen hervorbringen. „

„ Dann gibt es aber auch sehr viele Religion aus Interesse. Besonders ein grosser Theil der Geistlichkeit fühlt den Abgang, der ihren Rassen durch die Verbannung des Aberglaubens schon zugewachsen ist, und noch mehr zugewachsen wird. Sie empfinden den Fall ihres Ansehens, sehen die Zahl ihrer Devoten und Anhänger sich täglich mindern; und die Aussicht eines immer wachsenden Verlustes muß nothwendig die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht sammt den

den davon abhängenden Begierden nach sinnlichem Genuß in einem hohen Grade reizen. „

„ Daher ihr Eifern gegen alle Neuerungen, ihr Winseln über Verfall der Religion und Verderbniß der Menschheit; daher ihre äußersten Bemühungen, das Volk zu gewinnen, es mißtrauisch gegen vorgegebene Feinde der Religion zu machen; daher ihre Aufheezungen selbst gegen landesherrliche Verordnungen; ihre Anstrengung, den fallenden Kredit zu erhalten, ihre Macht auf alle Wege zu befördern; daher Verläumdung und Verfolgung derer, von denen sie Gefahr zu befürchten haben; daher ihr Lärmen gegen Aufklärung, Lektüre, Philosophie; daher so viele Hindernisse, die einem bessern Volksunterricht allenthalben entgegen gesetzt werden. „

„ Die Bettelmönche leben zum Theil von der Mildthätigkeit, hauptsächlich aber von dem Aberglauben des Volks; ihre

Gefahr ist die dringendste, darum sind sie auch die eifrigsten, ihr Unheil durch die angegebenen Mittel sich vom Halse zu schaffen; ihr Wirkungskreis sind nebst der Kanzel und dem Beichtstuhl, hauptsächlich die Privathäuser des Volks. . . . Die begüterten oder Prälaturmönche sind die nächsten daran; und da sie Landstände und reiche Gutsbesitzer sind, mithin ihre Wohlthäter belohnen können, so vermögen sie bei mittleren und grossen Herren sehr viel.“ (Dieser Punkt hat sich, wie bekannt, im östreichischen Staat geändert.)

„ Endlich die Jesuiten, deren alter Plan es ist, die Menschen in eine Heerde Schafe zu verwandeln, deren Hirten sie sind; und ihre Vernunft zu lähmen, um sie desto leichter leiten zu können, treiben den Handel mit Religion en gros und en Systeme. Da sie in — überall zerstreuet sind, und doch zusammenhängen, bei Hofe und bei dem Volke Einfluß, und unter  
 allen

allen Ständen Anhänger haben, und anzuwerben, und jede Farbe tragen können, dabei geschickte Männer unter sich zählen, so ist ihre Macht sehr groß. "

„ Viele Leute in Stellen und Aemtern haben Religion aus Politik; sie halten es für gut, das Volk in seiner Vorurtheilen zu lassen, für gefährlich, ihm mehrere Aufklärung zu geben, und stimmen daher mit den Maßregeln der obigen beiden Klassen um so mehr ein, als sie sich dabei mit dem Besitz einer ganz besondern Klugheit schmeicheln. "

„ Auch von geheuchelter Religion gibt es viele, weil ein Patron viel auf Religion hält, weil man sich dadurch empfiehlt. &c. "

„ Diesem Haufen von wahren und falschen Religionsfreunden stehen die sogenannten Freigeister entgegen: ein sehr zweideutiger und gemißbrauchter Name; ich will sie gleichfalls suchen, in ihre Klassen zu bringen. "

„ Es gibt Katholische Freigeister, welche im Ganzen dem System des Katholizismus anhängen, aber Wesentliches und Zufälliges unterscheiden, Mißbräuche anerkennen, auf die Abschaffung derselben dringen, diese im Innern billigen, wünschen, befördern; die aber bei all ihrer Liebe zu einer reinen, wahren Religion von dem Volke der oben geschilderten Religiosen viel zu leiden haben, und den unverdienten Namen eines Freigeistes tragen müssen.

„ Christliche Freigeister; die das Christenthum im Ganzen annehmen, und nur in einzelnen Theilen sich Abweichung von den angenommenen Meinungen erlauben.“

„ Strenge Deisten gibt es nur wenige; überhaupt wenig Durchgedachtes, Systematisches für oder gegen Religion; das meiste Stückwerk, hie und da in der Lektüre aufgefaßt und nachgebethet.“

„ Französische Atheisterei hat sich dem — Klima noch nicht genähert — —

„ Unter dem denkenden Theil der Nation sehr viel Duldungsgeist, und Verabscheuung des Fanatismus. “

„ Endlich viele Männer von gesetztem Geiste, die was immer für Vorurtheile geradehin anzugreifen für schädlich halten, und ihre Vertreibung sicherer von besserer Erziehung und Verbreitung gesunder Kenntnisse erwarten. “

\* \* \*

So weit mein Anonymus. Ist Wien nicht ganz das Original seiner Schilde rei, so gleicht es ihm doch unstreitig größtentheils, und wegen des übrigen wasche ich meine Hände.

### U n d ä c h t e l e i .

Es ist traurig, daß man nie ernstlich von der Religion sprechen kann, ohne sich zugleich an den Affen derselben, die Undächtelei, mit erinnern zu müssen.

Diese Mißgeburt, das Kind des Schwachsinnes und der langen Weile, auch manchmal, der Furcht über das Bewußtsein begangener Niederträchtigkeiten, ist leider in Wien noch sehr häufig zu finden; und nicht etwan bloß beim Pöbel, nein, in den vornehmsten Häusern thront sie, und dieß häufiger, wenigst sichtbarer, als bei den untern Volksklassen.

Die Nährväter derselben, die Gewissensrätthe, Beichtväter, geistliche Hausfreunde, und wie die Schlauköpfe etwan sonst noch heißen, welche in den übrigen kultivirten europäischen Provinzen aus den obern Ständen verdrängt, und gendhis-

get werden, in den mittlern und niedrigen Regionen der Kristglaubigen, ihren Tabernakel aufzuschlagen, und sich gutwillige Anhängelinnen und Wohlthäterinnen zu suchen, erfahren hier gerade das Gegentheil. Man verjagt sie allgemein aus den untern Ständen, und nur bei den höhern erhalten sie sich im größten Glanz und Ansehn.

Es ist vergebliche Arbeit, dagegen mit Vernunft und Gründen zu streiten; man predigt tauben Ohren. Wohlthätiger Spott ist das einzige, was auf Undächtler und Undächtlerinnen noch manchmal einige Wirkung thut, daß sie ihre Thorheiten, ihr kleinliches, die wahre Religion entehrendes Fraßenspiel, wenigstens etwas gehelmer treiben, und den Menschenverstand und den ächten Gottesdienst nicht so ganz offen und geradezu beleidigen.

Lasset uns also zur Auferbauung der Undächtigen, und zur Belustigung der

Den-

Denker, einige Thatsachen aus der neuesten Chronik der Wienerischen Andächtelei ausheben.

Wer erinnert sich nicht der Reise des Papstes nach Wien, seines Aufenthalts daselbst, und der sonderbaren dabei vorgefallenen Auftritte! Dahin gehört vorzüglich derjenige, der mit seinem Pantoffel vorgieng. Nicht genug, daß die vornehmsten Damen, dicke neben den Bengeln von Kapuzinerlaienbrüdern sich zur Erde hinwarfen, um die heiligen Füße zu küssen; nein, sie ließen sich noch den leeren päpstlichen Pantoffel in die Häuser bringen. — Sämmtliche Dienerschaft mußte mit Fackeln in der Hand am Hausthore das Heiligthum empfangen. Der seidene Pantoffel, auf einer silbernen Tasse liegend, ward von Zimmer zu Zimmer, von Haus zu Haus getragen, betrachtet, geküßet, &c. &c. Da möchte man wahrlich, wie Juvenal sagt, aus Aerger zum Poes-

ten werden \*) um zu geißeln ohne Barmherzigkeit.

Das lächerliche Testament eines angesehenen Mannes, der seine kostbare Kupferstichsammlung von 70000 Stücken demjenigen Kloster vermachte, welches die meisten Seelenmessen für ihn lesen würde, gehört ebenfalls hieher. Keine Mönchsgemeinde wollte das Legat mit dieser Bedingung annehmen, und die Sammlung wurde an den Meistbliehenden verkauft.

Leser! kennst du Blumauers travestirte Aeneis? hat sie dir Vergnügen gemacht? — Vernehme also auch, wie die Schaar der Undächtigen unseren Lieblingsdichter lohnt. Blumauer war im J. 1785 gefährlich krank; viele kündigten seinen Tod als gewiß an. „Wissen Sie

---

\*) Si natura negat, facit indignatio versum  
Qualemcunque potest.

Sie schon, daß Blumauer nächstens sterben wird, sagte eine der frommen Frauen in einer grossen Gesellschaft: ich gönne ihm seinen Tod von Herzen, er verdient es nicht besser; denn, denken Sie nur: sogar über die heilige Dreifaltigkeit hat er in seinem zweiten Theile gespottet \*) "

Noch im Jahre 1785 ward in einem gerichtlichen Heirathskontrakte bedungen, daß die Braut, ein allerliebstes munteres Weibchen, während ihres heiligen Ehestandes alle Monate beichten, und kommuniciren, auch die Moxsiussonntage und Märzfreitage mit den gewöhnlichen Andachtsübungen feyern sollte. So bedung

es sich ihr Pinsel von Bräutigam aus,  
ein

---

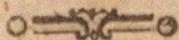
\*) So verdrehten und mißbrauchten die Frommen Wiens jene Stelle der Aeneis:

Hier war auch König Serjon, der  
Sein Weib mit Menschen spelste;  
Dreifaltig an Person, und sehr  
Einfältig doch am Geisse.

ein Mann, wie sich aus dem allein ergibt, der besser gethan hätte, sich mit einer Kapuzinerkutte, als mit einem vernünftigen Mädchen trauen zu lassen.

Eben so erbaulich ist die Geschichte, da sich zwei vornehme Personen um den Besitz eines Marienbildnisses aus einem aufgehobenen Nonnenkloster, ein Stück Fels von 12 Zentnern, stritten, und sogar durch die Wage der öffentlichen Gerichtsbarkeit abwägen ließen, wer das Recht haben sollte, jenes Bild zu kaufen.

Solche Lächerlichkeiten machen die mißverständnen Grundsätze von Frömmigkeit, Andacht, Religion, Gottesverehrung, Leute, denen man sonst Achtung und Freundschaft schenken möchte, häufig begehen. Kann man sich bei Ansicht ähnlicher Auftritte wehren, aus Eifer für das Gefühl der wahren Religion, mit Saßer zu drohen:



Geschminkte Tugenden, die man zu lang  
 erhob,   
 Scheint nur dem Pöbel schön, und sucht  
 der Thoren Lob;   
 Bedeckt schon euer Nichts die Larve der  
 Geberden,   
 Ich will ein Menschenfeind, ein Swift,  
 ein Hobbes werden,   
 Und bis ins Heiligthum, wo diese Götzen  
 stehn,   
 Die Wahn und Tand bewacht, mit fre-  
 chen Schritten gehn. \*)

. . . . .

Um sich zu überzeugen, daß alle äh-  
 nliche kleinliche Andächteleien, das viele  
 Meßhören, Beichten, die häufigen from-  
 men Unterredungen mit einem Gewissens-  
 rathe, nichts wahrhaft Gutes wirken, we-  
 der das Herz bessern, noch die Begriffe  
 läu-

\*) Hallers Gedichte. — Die Falschheit menschlicher Tugenden.

läutern: so betrachte man die sogenannten andächtigen Frauen. Gerade diese sind durch einstimmiges Urtheil in allen kristlichen Ländern für die unerträglichsten Geschöpfe erklärt. Nirgend wird die ganze Nachbarschaft so giftig verläumdert, nirgend das Gesinde so boshaft geplagt, nirgend so viel Haß, Zwist und Uneinigkeit unter den Familien verbreitet, als in ihren Häusern.

Und was das Volk der Andächtler und Andächtlerinnen selbst der allgemeinen guten Sache, der Aufklärung, Denkensfreiheit, Ausbreitung vernünftiger Lektüre, offner Mittheilung gesunder Ideen schadet! Was es für Mittel und Werkzeuge und Schleichwege hat, selbst hohe Befehle auszuwirken, die Pressfreiheit zu hemmen, gewisse Schriftsteller zu kränken, andere umzustimmen, noch andere ganz schweigen zu machen! . . . O! ich könnte manch feines Stückchen erzählen, das dergleichen Ausstritte und Vorfälle ziemlich begreiflich



machen würde; aber — man muß nicht  
eben alles sagen, was man weiß.

## LXV.

## T o l e r a n z.

Unter den vier und zwanzig Millio-  
nen Menschen der österreichischen Erblän-  
der befinden sich ungefähr

Reformirte	926000
Lutheraner	304000
Sozinianer *)	86000
Juden	290000
Griechen Nichtunirte.	2916000

Also vier Millionen, Sechshundert,  
Zwölftausend Nichtkatholiken.

Noch

---

\*) Auch Unitarier, wie sie sich lieber nennen.  
Sie sind bloß in Siebenbürgen öffentlich  
tolerirt, wo sie 1 Superintendenten und  
135 Pfarrer haben.

Noch unter Theresiens Regierung waren ihrer schon immer über vier Millionen. Ein Beweis, daß die religiöse Unterdrückung eben nicht so gar arg war, als man im Auslande behauptete, obschon die stets herrschsüchtige Geislichkeit der dominirenden Religion die Glieder dieser Nebensekten bei Gelegenheit fleißig quälte, und ihnen weit über den Willen der Monarchinn durch lästige Zudringlichkeit, Befehlungssucht, und andere Unannehmlichkeiten beschwerlich fiel.

Endlich erschien im J. 1781 das bekannte Toleranzedikt. Ohne Zweifel bewogen den Kaiser die schönen Grundsätze dazu: daß man ein guter Bürger des Staats seyn könne, ohne gerade auf diesen oder jenen Ritus zu halten; daß es ungerecht sey, jemandem Ideen mit Gewalt aufdringen zu wollen, von deren Richtigkeit er sich nicht überzeugen kann; daß der Staat sich selbst eine unverzeihliche Wunde schlage, wenn er ruhige, ar-

beitsame, ehrliche Unterthanen bloß bewegen unterdrücken, verjagen, oder ausschließen wolle, weil sie einige besondere kirchliche Meinungen und Gebräuche für sich eigen haben.

Dieses Toleranzedikt war eigentlich für die deutschen Erbländer, für Böhmen, Mähren und Gallizien, am willkommensten. Hier, wo man unter der Kaiserin Regierung etwas strenge über die alleinige Aufrechthaltung des Katholizismus gehalten hatte, durften sich vermöge desselben nun die schon heimlich wirklich daseyenden Protestanten öffentlich zu ihrem Gottesdienst bekennen und andere, die Lust hatten, zu demselben übertreten. Sie bekamen Kirchen, Schulen, und Pastoren; und die daselbst neu entstandenen Gemeinden sind gegen 60000 Köpfe stark. . . . In Hungarn, Siebenbürgen &c. waren sie immer in einigem Besitze ihrer Rechte und freiem Religionsübung geblieben; aber die Intoleranz des katholischen Nlerus hatte so-

viel

viel bewirkt, daß man sie allmählich aus  
 allen öffentlichen Aemtern und Würden  
 des Königreichs verdrängte. Seit dem  
 Toleranzedikte werden sie wieder, ohne  
 Rücksicht auf ihr Kirchensymbol, nach der  
 Brauchbarkeit ihrer Talente, allenthalben  
 befördert. Die Hungarisch = Siebenbür-  
 gische Kanzlei in Wien, und die Statt-  
 halterei in Ofen, sind mit Reformirten  
 und Lutherschen Vizepäsidenten, Rätthen,  
 und subalternen Beamten besetzt. . . .

Die Juden waren schon seit lange in  
 Böhmen, Mähren, Hungarn, besonders  
 in Gallizien so häufig, daß ihre bloße  
 zahlreiche Existenz von der ihnen gewähr-  
 ten Duldung zeugt. Durch das Tole-  
 ranzedikt wurde ihnen ihr Daseyn noch  
 mehr gesichert, und wurden ihnen einige  
 neue Vortheile gewährt. . . . Die Nicht-  
 unirten Griechen machen nach den Ka-  
 tholiken die stärkste Religionsparthie. Sie  
 haben 1 Erzbischof, 8 Bischöfe, und 5857  
 Popen oder Pfarrer. . . .



In Wien befinden sich alle diese Religionsverwandte friedlich und ungestört nebeneinander, und wer sich aus allen denselben über Intoleranz zu beschweren fände, der müßte in der That ein sehr ungenügsamer Mensch seyn: denn, daß man den Unkatholischen gesetzmäßig befohlen hat, bei Vorbeitragung des katholischen Venerabile entweder aus dem Wege zu weichen, oder den Hut davor abzunehmen, dieß wird wohl kein Mann, der einen Begriff von Anstand und Ordnung hat, unbillig finden.

Kaum war die Toleranz in den österreichischen Staaten förmlich und feierlich eingeführt, so fieng auch ungesäumt eine gewisse Parthei auswärtiger Herren in periodischen und andern Schriften an, zweideutig davon zu sprechen, und sie auf mancherlei Art verdächtig zu machen. Diese Leute stützten sich auf einige Ausschweifungen Böhmischer und Kärnthnerischer Bayern, auf einige tolle Predigten einzelner

ner Dorfpfarrer und Mönche, welche gegen die Vorschriften und Befehle des Landesherren handelten und sprachen. In einem Lande, wo der Katholizismus Jahrhunderte lang allein herrschend war, und wo der hochwürdige Klerus in einer allgemeinen gemächlichen Unwissenheit stand, war es unmöglich, bei der so gangplötzlichen Einführung der Duldung, jeden einzelnen Ausbruch des dadurch gekränkten Fanatismus zu verhindern. Genug, daß die Regierung der Sache abhalf, sobald sie den Unfug erfuhr.

LXVI.

**P r o t e s t a n t e n .**

Die Lutherische Gemeinde in Wien besteht aus ungefähr 3000 Köpfen; die Reformirte — mit Einschluß der in Penzing ansässigen Schweizerischen Bandfabrikanten — aus 700. Die beiden Prediger

ger derselben sind zugleich Superintenden-  
ten im Osterreichischen Sprengel.

Soviel man weiß, so sind die Prote-  
stanten mit ihrer Existenz in Wien heut  
zu Tage vollkommen zufrieden; und sie  
haben auch Ursache, es zu seyn. Eine  
messingene Klapper am Giebel ihrer Kir-  
che ausgenommen, ist ihr gottesdienstli-  
ches Wesen so offen, feierlich und ruhig,  
als jenes der Katholiken; und vermöge  
des neuen Kriminalkodex ist die Strafe  
desjenigen, der ihren Kirchendienst stören  
wollte, die nämliche mit jener eines Stö-  
rers der Messe bei St. Stephan.

Was ihre Verhältnisse im politischen,  
bürgerlichen und gesellschaftlichem Leben  
betrifft: da stehen sie so, daß man denje-  
nigen bemitleiden würde, der sich in ir-  
gend einer Lage dadurch einen Vorzug  
zu verschaffen glaubte, wenn er mit der  
Versicherung herausrücken würde, er sei  
kein Protestant, sondern ein guter Ka-  
tholik.

Der

Der berühmte Sander, pedantischen Andenkens! hat unter andern Athernheiten, womit seine elenden Reisen angefüllt sind, auch folgende Stelle über die hiesigen Protestanten niedergeschrieben:

„ Die vornehmen Protestanten hier  
 „ (in Wien) behandeln ihre Religion  
 „ auch sehr kaltfinnig und nachlässig.  
 „ Essen, trinken, und Schauspiele sind  
 „ ihnen lieber als Gottes Wort. Man  
 „ hat in manchen Häusern keine, oder  
 „ außs höchste eine grosse, dide, und  
 „ schwere Hausbibel, die Niemand braucht.  
 „ Vom Gebeth vor und nach Tisch weiß  
 „ man auch nichts ic. „

Was soll man von dieser Stelle denken? soll man sie belachen, oder bemitleiden? Sie ist ein Muster von Nachspruch eines aufgeblasenen Kandidaten, eines Kleinstädters, eines rechthaberischen Bigotten, kurz, eines Dorffschulmeisters, der zum erstenmal in eine grosse Stadt kommt. . . Was der Mann für Begriffe  
 von

von Religiosität, Welt, und Lebensart hat! ungefähr wie ein Kapuziner in einem alten Welberspital von einer Ministerassemblee sprechen würde. . . . Das theure Wort Gottes, id est, die Gastpredigt des Herrn Sanders, warum hat man ihrentwegen nicht alles verlassen, um sie anzuhören! die grosse, dicke, schwere Hausbibel, die Niemand liest! — In der That, die protestantischen Minister, Generale und Reichshofrätthe in Wien sind mit nichts andern beschäftigt, und sollten ihre Zeit immer mit Bibellesen zubringen! — Und das Gebeth vor und nach Tisch! Die Minister von England, Schweden, Dännemark, Preussen &c. würden ihre Gäste auf die angenehmste Art überraschen, wenn sie zu Anfang und Ende der Tafel ein Stück aus einer herzbrechenden Hauspostille herlesen liessen.

Herr Sander hat mit dieser auferbaulichen Stelle ein Pröbchen gegeben, was so ein Mann auf seiner Schulstube für

für Ideen von der grossen Welt hat, und wie genau die Denkart eines auf seine geistliche Würde, und alle damit zusammenhängenden Dinge, stolzen protestantischen Magisters mit der Denkart unsrer katholischen Theologen vom alten Schrott zusammenhängt. Was Sander von den vornehmen Protestanten sagt, hat Pater Pochlin hundertmal, nur mit etwas andern Worten, von den Katholiken gesagt. Dem ungeachtet war Sander ein taktfester Schulgelehrter, sogar ein Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, und hatte, ich weiß nicht wie lange, in Göttingen studiert.

Leider schöpft man aus blossen Büchern keine Weltkenntniß! Leider schützt kein Rezensentenruhm vor dem Lächerlichen der linkischen Diktatormine eines Pedanten!

## LXVII.

## Gewissensfreiheit.

Sobald man in Wien eine Wohnung gemiethet hat, kömmt der Miethsherr und legt seinem Gast den gewöhnlichen Polizeizettel vor, der unter den übrigen Punkten auch die Frage enthält: weß Glaubens man sey?

Diese Frage muß beantwortet werden. Man schreibt eine tolerirte oder nicht tolerirte Religion; aber nach diesem Verständnis — um dessen mehr oder mindere Aechtheit sich Niemand bekümmert — ist man aller weitem Prüfung, Nachforschung oder Ausspähung über die Lage seines Gewissens überhoben.

Die Anekdote ist bekannt, daß ein preußischer Offizier auf die Frage der Regimentsliste: weß Glaubens er sey? zur Antwort schrieb: „Noch nicht resolvirt.“ Und als ihn der König befragte: warum

noch

noch nicht resolvirt? er versetzte: da die  
 Theologen nach einem mehr als tausend-  
 jährigen Streit noch nicht einig seyen, wel-  
 che Religion die wahre, beste, und Gott-  
 gefälligste sey, so wolle er mit seiner Res-  
 oluzion warten, bis die Sache entschie-  
 den sey, um sich dann zur Vollkommen-  
 sten zu erklären. Der König war mit  
 dieser Aeußerung zufrieden, und drang  
 nicht weiter in denselben. — Ich weiß  
 nicht, was die wienerische Polizei einem  
 ähnlichen unresolvirten Manne antworten  
 würde, und ob sie wohl filosofisch genug  
 dächte, auf keine Resoluzion zu dringen.

Wer schon einmal resolvirt ist, wel-  
 ches bekanntlich der gewöhnliche Fall zu  
 seyn pflegt, der schreibt sein Bekenntniß  
 hin; er sei Heide, Jude, Mahomedaner,  
 Grieche, Quäker, Unitarier, Lammsbrus-  
 der, Wiedertäufer, Protestant oder Ka-  
 tholik. . . Man verwechsle Gewissensfrei-  
 heit nicht mit Toleranz. Diese gewährt  
 förmlichen äußerlichen, und öffentlichen

Kirchendienst, und erstreckt sich nur auf die bekannten fünf Religionsparteien; Gewissensfreiheit gehört allen Individuen und ist Universal.

Das auf dem Polizeizettel abgelegte Glaubensbekenntniß hat nicht die mindeste Folge für den Bekenner. Ihr könnt euch als Katholiken einschreiben, und bis an euer Ende in Wien leben, ohne ein einzigmal euren Pfarrer gesehen, ohne ein einzigmal einen Fuß in die Kirche gesetzt zu haben. Es ist keine einzige Zeremonie, keine äußerliche Kirchenpflicht vorhanden, die ihr mitmachen müßt; das Geschäft des Heils bleibt gänzlich und einzig eurem eignen mehr oder weniger zartem Gewissen überlassen.

Vor Zeiten war das Geboth der jährlichen österlichen Beichte und Kommunion ein herber Trank, weil damal, unter dem mächtigen Arm der Geistlichkeit, von der Regierung selbst strenge darüber gehalten ward. Unter Marien Theresien mußten

die

die Beamten bei allen Landesstellen, und die Offiziers bei der Armee die Oesterbeichtzettel unter Strafe der Kassazion an ihre Chefs einreichen. Die Hausherren forderten sie von allen ihren Hausbewohnern. Was geschah? man kaufte sich von Soldaten, Dienstmädchen und andern armen Schlukern jenes papierne Zeugniß seiner Orthodoxie. Heut zu Tage beichtet jeder, wenn er es nöthig findet, und wenn er sich dazu verpflichtet glaubet.

LXVIII.

Uiber den Deismus.

Ihr wollt euch in Oestreich mit Gewissensfreiheit brüsten! höre ich Jemanden aus Norddeutschland rufen, und versetzt die böhmischen Deisten nach der türkischen Gränze!

Die Erscheinung der Deisten, in einem Winkel von Böhmen, war in der That eine unerwartete Erscheinung. Die Geschichte dieser Sache ist bekannt genug, ich berühre sie also nicht weiter. Nur eine einzige Betrachtung mache ich darüber, die, soviel ich weiß, gänzlich ist übergangen worden.

Man tabelte die östreichische Regierung, daß sie die Deisten nicht in der freien Ausübung ihrer Überzeugung, in ihrem Vaterlande, und in dem Besitz ihrer Güter ließ.

Ganz Europa bekennt sich zu irgend einer geoffenbarten Religion. Von Lissbon bis ans Meer di Marmora, und von Wardhuß bis an die Spitze von Sizilien, ist unser Welttheil mit Altären, Kirchen, Synagogen, Moscheen besetzt. Taufe, Beschneidung, Messe, Predigt, Waschen, machen einen wesentlichen Theil unsrer Pflichten aus. Der Pentateuch, das Evangel, der Koran, sind unsre Gesetz-

Gesetzbücher, noch ehe wir mit dem Zivil-  
 todex bekannt werden. Bischöfe, Popen,  
 Superintendenten, Rabbiner, Muftis,  
 beherrschen unsre Seelen so despotisch  
 als irgend einer unsrer Könige, Fürsten  
 Sultane &c. Kurz, geoffenbarte Religion  
 und politische Regierungsgewalt sind so  
 enge, so innig, so wesentlich mit einan-  
 der verflochten, daß es schwer ist, zu be-  
 stimmen, welche von beiden die andere  
 nöthiger zu haben scheint.

Nun zeigt sich eine neue Religion.  
 Sie will weder von Jehova, noch Kris-  
 tus, noch Mahomed etwas wissen; sie  
 braucht weder Priester noch Tempel; Sa-  
 kramente und Opfer, Feste, Zeremonien  
 und Gebetsformeln sind ihr verhaßt; sie  
 glaubt weder an Erbsünde, noch Erlösung,  
 weder an Engel, noch Teufel; sie bezahlt  
 weder Stollgebühren, noch Zehnten, we-  
 der in den Klingelbeutel, noch an die  
 Heilandskasse. Für sie schreit der Iman  
 vom Moscheethurm vergebens zum Ge-

beth; über die Exkommunikazion des Rabbiners lacht sie; umsonst übersetzen Michaelis, Grynäus, und Rosalino die Bibel; sie geht weder in die Erbauungsstunden Lavaters, noch zum Segen des Papstes.

Sie glaubt an ein höchstes Wesen, bethet es einzig im Geiste an, setzt ihre ganze Dogmatik darinn, guter Bürger zu seyn, und rechtschaffen zu handeln, ohne auf zukünftige Belohnungen und Strafen Rücksicht zu nehmen.

Dies ist der Deismus. Nun sagt, ob es thunlich war, denselben feierlich zu authorisiren? Fern sei es von mir, daß ich nicht wünschen sollte, man möchte Jedermann öffentlich bekennen lassen, wessen er innerlich überzeugt ist! . . . .  
Aber wenn der Kaiser den Deismus schon einmal hätte toleriren wollen, so würde er ihn doch wohl nicht bloß für die Bauern von Pardubitz zugestanden haben. Bewohner von Wien hätten dann doch wohl eben

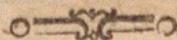
so viel Recht, Duldung des Deismus zu fordern als eine böhmische Dorfgemeinde!

Und ob sich in Wien, und in allen Erbländern überhaupt auch jemand zum Deismus würde bekant haben! . . .

Und was die Geistlichkeit, nicht bloß die katholische, sondern alles was Geistlichkeit heißt, von Aufgang bis Niedergang, dazu würde gesagt und gethan haben! —

— — — — —

O meine Herren, die ihr in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in Schloßers Staatsanzeigen, im deutschen Museum, in den Ephemeriden der Menschheit, im deutschen Merkur, und wo immer sonst noch, mit gutgemeintem Eifer, mit Ungestümme, mit Bitterkeit, oder mit Hohngelächter von der Geschichte der böhmischen Deisten gesprochen habt; überlegt diese Umstände noch einmal, erinnert euch dabei an gewisse Fakta aus der neu-



en Geschichte, und tabelt den Kaiser, wenn ihr noch Lust habt.

Es ist, wie man sagt, in Böhmen seit jenen Vorfällen eine körperliche Strafe darauf gesetzt, sich selbst, oder jemand andern als einen Deisten anzugeben. In dessen wird vermuthlich, dieser Verfü- gung ungeachtet, weder der Name, noch die Sache jemals verloren gehen.

In Japan, wo das Christenthum bei Lebensstrafe verbothen ist, fragt man die Holländer, wenn sie aus Land steigen, ob sie Kristen seyen. Darauf antworten sie: Wir sind Holländer.

## LXIX.

### Die heilige Wegzehrung.

Rudolph der Habsburger begegnete einst auf der Jagd einem alten Pfarrer, der eben die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Er stieg vom Pferde,

de, hieß den Geistlichen darauf sitzen und begleitete ihn, samt seinem Jagdgefolge zu Fuß. Dafür profezeigte ihm der Geistliche, er würde Kaiser werden. So erzählt die fromme Legende.

In einem öden Schweizerwald hat die Vorstellung eines solchen Auftrittes unstreitig etwas sehr Auferbauliches.

In Wien, dem mehrhundertjährigen Sitz der edlen Habsburger — der Enkel des frommen Rudolfs — scheint man jenen Zug einigermassen verewigen zu wollen. Man trägt die Heil. Wegkehrung zu jedem Kranken mit einer Art von Feyerlichkeit. Der Küster klingelt mit einem Glöckchen voran; der Geistliche ist in Kirchenkleidung, und trägt das Heil. Sacrament in dem Ciborium vor sich her; ein paar Kirchendiener begleiten ihn mit einem kleinem, nicht allemal sehr sauberen, Baldachin. Hinten drein folgen die Verwandten oder sonstigen Hausfreunde des

Sterbenden, und etwan noch einige unbeschäftigte fromme Seelen.

Allein, der Abstand von einem öden Schweizerwald zu dem geräuschvollen Wien, ist unendlich groß. Was dort auferbaulich und rührend war, ist es hier nicht in eben dem Maß. Die Gassen sind mit Menschen, Pferden und Wagen bedeckt, und da gibt es oft Auftritte, die mit der Heiligkeit dieses Zuges nicht sehr wohl übereinstimmen.

Man kann Gott nie zu viel Ehre bezeugen, das ist bekannt; aber eben so ausgemacht ist, daß er mehr auf unser Herz, als auf äussern Prunk sieht. In dieser Überzeugung möchte ich wohl den Vorschlag thun, daß man eine Abänderung traffe. Sollte es wohl der Heiligkeit der Sache etwas benehmen, wenn es ganz in der Stille zu den Kranken gebracht würde? Zur öffentlichen feierlichen Ehrenbezeugung für das Heil. Sa-  
 kra-

fragment ist ja die Prozession des Frohnleichnamstages.

Ehemals waren die Doktoren der Heilkunde unter einer beträchtlichen Geldbuße dazu verbunden, die Katholischen Kranken mit dem Heiligthume versehen zu lassen, sobald ihr Zustand gefährlich ward. Der Kranke mußte sich nolens volens dazu bequemen.

LXX.

G r i e c h e n.

Die Leute, welche nicht glauben, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, und die sich über das *Filioque* \*) von der Lateinischen Kirche trennten, befinden sich in Wien in beträchtlicher Anzahl. Man rechnet ihrer ungefähr 600 Köpfe. Es sind theils wirkliche Griechen,

---

\*) Qui ex patre *Filioque* procedit &c.

chen, theils Raizen oder Serbler, und beinahe der ganze alte Fleischmarkt ist von ihnen bewohnt. Sie bauen sich eben jetzt in dieser Gasse eine eigene neue Kirche.

Diese Griechen lassen viele Bücher in das Alt- und Neu-Griechische übersetzen, hier drucken, und in ihr Vaterland führen. Die meisten dieser Arbeiten besorgt Herr *Vindotti* ein geschickter junger Mann aus der Insel Zante. Seit einigen Jahren wurden unter andern *Tiffots* Anleitung für das Landvolk; von der Gesundheit der Gelehrten; *Störks* medizinische Schriften; *Meletius* Kirchengeschichte; die Satyre *Antipapa*; der Indische Philosoph; Was ist der Pabst? *Marmontels* *Bellisfar*; Fabeln nach *Lessings* Geschmack, von einem Doktor im Archipelagus; die *Cyropedie* Neugriechisch; eine topographische Beschreibung der heutigen Stadt Jerusalem, vom dortigen Patriarchen, zur Anleitung für die griechischen Pilgrimme;  
Gram-

Grammatiken ; Lexika ; geographische und historische Wörterbücher ; Anleitung zu den nöthigen Wissenschaften 2c. 2c. neu geschrieben, oder übersetzt und gedruckt. Ihr gewöhnlicher Buchdrucker ist der Herr von Baumeister. Die Auflagen sind immer stark. Die Bücher gehen die Donau hinunter, Konstantinopel vorbei, nach Syrien, Griechenland, und nach den Inseln des Archipelags, des Mittelmeeres, des venezianischen Golfo 2c.

Im Jahre 1784. fieng Herr Vindotti eine Zeitung in Neugriechischer Sprache an, die in eben jene Provinzen abgieng.

Man sagt, der Divan in Konstantinopel fand diese Unternehmung gefährlich: er hielt nicht für gut, seine unterthänigen Griechen durch eine Zeitung in ihrer Sprache zu sehr mit der übrigen Welt bekannt zu machen. Er verbot sie, und bewog den hiesigen Hof, ihm darinn die Hände zu biethen. Soviel ist richtig, daß diese in ihrer Art einzige Zeitung, die schon

schon stark gelesen war, nach zwei Monaten wieder unterdrückt wurde.

Arme Griechen! wie weit seyd ihr von euren Vätern entfernt.

Die Ursache, warum der Heilige Vater Pabst ganz neuerlichst so sehr gegen Eybels Traktat: Was ist der Pabst? donnerte, und sie bei Strafe der Exkommunikazion verboth, ist, weil sie vor Kurzem ins Griechische ist übersetzt worden, und also auch in jenen Gegenden einen dem Heiligen Vater sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat.

## LXXI.

## Ziaker; Pehnkutscher.

Die Zahl der Ziaker mehrt sich noch immer. Gegenwärtig — im Mai 1788 — sind ihrer 648.

Es ist eine Sache, die der Aufmerksamkeit werth ist, daß täglich sechshundert

dert Kerls mit 1200 Pferden auf gerathewohl in Bereitschaft stehen, und daß ihnen der bloße Zufall doch stets sichern Unterhalt verschafft. Nebst diesen muß jeder Fiaker jährlich sechs und dreißig Gulden Abgabe bezahlen, welche dem Armeninstitut zufließen; eine billige Auflage, weil sie bloß einen Zweig des Luxus trifft, und der Armuth jährlich einen Beitrag von 22000 Fl. liefert.

Bei alle dem scheinen sich die Fiaker wohl zu befinden, weil ihre Zahl noch immer steigt. Ja einige treiben mit ihren Wägen und Pferdegeschirren eine Art von Prachtliebe: Vergoldung, Plüsch, Lak, &c. geben ihren Equipagen eine Nettigkeit, die man an den Fiakern zu Paris, Brüssel, Straßburg &c. keineswegs gewohnt ist. Hätten sie nicht die charakteristische Nummer im Rücken, man würde viele derselben für ordentliche Herrschaftswägen ansehen.

Die Wienerischen Fiaker haben für ihre Fahren keine ihnen vorgesezte obrigkeitliche Taxe, sondern jebermann handelt mit ihnen willkührlich. Ich halte dieses für besser, als sie einer Taxe zu unterwerfen, weil man bei derselben sicher entweder schlechter bedient würde, oder, um gut gefahren zu werden, von selbst über die Taxe zu zahlen belieben würde.

Wer gut und schnell will gefahren werden, der muß einen jungen Fiakererkel nehmen; diese sind meist muntere, rasche, und wie natürlich, rohe Bursche, aber doch immer besser als die Alten; diese sind mürrische, langsame, verhärtete Bengel, viel größer als die andern, und schonen im Fahren ihre Pferde mehr, als es dem Fahren den lieb ist.

Man fährt von einem Ende der Stadt zum andern, z. B. von der Burg an bis zur Hauptmauth, gewöhnlich für 12 Kreuzer; aus der Stadt in eine Vorstadt für

15 Kr. bei schönem Wetter versteht sich; an regnerischen Tagen steigt der Preis.

An einigen Plätzen lassen sich die Fiaker verhältnißmäßig theurer bezahlen, als an andern; z. B. die Fiaker auf der Landstrasse sind im Durchschnitt theurer als die Fiaker zu Mariahilf; die Fiaker neben der Kaiserl. Reitschule theurer, als die Fiaker auf dem Kohlmarkt. Auch ist eine Spazierfahrt in einem Pirutsche theurer, als im gewöhnlichen Wagen. Die Ursache dieses Unterschiedes ist mir unbekannt.

\* \* \*

Der Stadtlehnwägen mögen etwa dreihundert seyn. Sie sind nicht nummerirt, haben alle Arten von modischen Wagenformen, und alle Eleganz eines regelmäßigen Staatswagens, wenn man einen solchen verlangt. In einem Fiaker kann man keine ordentlichen Etikettmäßigen

Besuche machen, sondern muß einen Lehnwagen dazu nehmen; denn diese werden für ansehnlicher gehalten als jene. Man bezahlt des Tages drei Gulden für einen solchen Wagen mit zwei Pferden, und für einen ganzen Monat 60 Fl. nebst einer Belohnung für den Kutscher.

Viele Leute nehmen zu einer Spazierfahrt auß Land einen Lehnwagen. Ich rathe jedermann, lieber einen Flaker zu nehmen, denn die Lehnkutscher thun so delikat mit ihren Bestien, daß man nicht vom Flek mit ihnen kommt.

Seit 3 — 4 Jahren nimmt die Zahl der Pferde der Privatleute etwas ab. Manch grosses Haus hält um 10 — 12 Pferde weniger; manche Familie vom Mittelstande statt 4 nur noch zwei; und manche, die ein Paar gehalten hatte, laßt sich im Lehnwagen zur Visite, zum Spektakel, in die Kirche, und in den Prater fahren.

Dieses trägt ebenfalls zur Vermehrung der öffentlichen Fuhrwerke bei.

## LXXII.

## Die Bastei.

Die eigentliche Stadt Wien, welche beinahe rund ist, hat zu ihrer Befestigung einen Wall mit 11 Bastionen. Diese Einfassung wird von den Wienern in der gewöhnlichen Sprache durchweg die Bastei genannt.

Da ich in der Kriegskunst ganz Laie bin, so lasse ich die Bastei von der Seite ihrer wesentlichen Bestimmung ganz unberührt, und betrachte sie bloß in der Eigenschaft als allgemein beliebter und besuchter Spazierplatz von Wien.

Man macht diesen Kreis um die Stadt gerade in Einer Stunde, wenn man mit mäßigem Schritte einher schreitet. Schade, daß er wegen des unten liegenden

Schuttes und der vielen Rasenmatten nicht mit Bäumen besetzt werden kann; denn die kurze Reihe von kleinen Bäumchen, welche neben dem Kaisergärtchen steht, ist zu unbedeutend, um sie in Anschlag zu bringen.

Die Gasse wird das ganze Jahr hindurch besucht, weil sie besondere Vortheile hat: Man kommt von allen Seiten der Stadt leicht und in wenigen Minuten hinauf; man ist vor Pferden und Wagen gesichert; man ist sehr wenig vom Staub belästigt; man trifft beinahe immer Gesellschaft an. Wird man von Donnerwetter, oder Regen, überfallen, so findet man sogleich eine Zuflucht in den nahen Häusern, und hat nicht weit in seine Wohnung.

Die beste Zeit zum Genuß dieses Spazierganges ist um die Zeit der beiden Aequinoctien, von der Hälfte des März bis in die Hälfte des Monat

Sept

Septembers bis in die Hälfte des November. In diesen beiden Perioden ist die Bastei den ganzen Tag lang genießbar, weil die Temperatur der Witterung milde ist. . . Im Mai und September gibt es ungefähr folgende Ordnung von Spaziergängen daselbst: Um halb 5 Uhr Morgens erscheinen die zärtlichen Hausknechte, Kutscher, Reitknechte &c. mit den geringern Dienstmädchen aus den vornehmern und mittlern Häusern. — Um halb 6 Uhr Lakaien, Laufer, Jäger, Handwerksbursche, Leibhusaren &c. mit Köchinnen, Stubenmädchen, Extramädchen, geringen Bürgerstöcklern. — Gegen 7 Uhr kommen junge Bürgerfrauen, Frauen der niedrigeren Kanzleibeamten, Künstler, Hausoffiziers &c. — Zwischen 8 und 9 Uhr schlendern die Trinker der mineralischen Wasser, die Hypochondristen, und andere eingebildet oder wahrhaft fränkeltende Leute hinauf. — Nach 10 Uhr ist die Stunde halbadellicher Damen. — Um halb

12 Uhr erscheinen die Leute von den höchsten Klassen. Von dieser Stunde bis gegen halb 2 Uhr ist an den gewöhnlichen Wochentagen die Bastei mit dem glänzendsten und volkreichsten Besuch beehrt. — Von halb 2 Uhr bis halb 4 Uhr bleibt sie meist leer. Nach halb 4 Uhr mehren sich die Spaziergänger wieder: um diese Stunde wird besonders die liebe, noch nicht ganz reife weibliche Jugend dahin geführt. Nach 5 Uhr kommt noch viele schöne Welt dahin.

Nicht auf der ganzen Bastei herrscht die gleiche Lebhaftigkeit. Die Nordwestseite, vom Burgthor über das Schottenthor gegen die Leopoldstädterbrücke hin, wird nie sehr stark besucht. Aber die Südost Seite, vom Burgthor bis zum Stubenthor ist der Lieblingsplatz der schönen Welt. An Feiertagen besonders zwischen 3 und 6 Uhr, wimmelt es in den Frühling, und Herbsttagen von Spaziergängern,

gern, meist aus dem Mittel- und Bürgerstande.

Im hohen Sommer ist die Ordnung verändert. Von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ist die Bastei in den warmen Monaten ungangbar. Auf dem trocknen Staubboden ohne allen Schatten, durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von den nahen hohen Häusern verehrt, herrscht dann eine so afrikanisch unerträgliche Hitze, daß sie die Augen blendet, den Athem benimmt, und für die Gesundheit gefährlich wird. Nur die frühere Morgenzeit und die spätern Abendstunden sind dann der Bastei geheiligt, und diese letztern werden oft bis in die schon dunkle Nacht ausgedehnt, um hie und da ein kleines Abenteuer zu bestehn.

Da die Gassen von Wien wegen der vielen Pferde und Wagen für die Kinder sehr gefährlich sind, so verpflanzt man diese in der schönen Jahreszeit auf die Bastei, um sie dort die frische Luft einath-

men zu lassen. Es ist ein allerliebster Anblick, auf den Bastionen vor der Burg, vor den Häusern der Generale Laschy und Pelegrini, einige hundert unschuldige kleine Geschöpfchen in ihrem kindischen Jubelspielen und scherzen zu sehn.

## LXXIII.

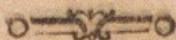
## Naturalien = Kabinet.

Das in der Burg befindliche Naturalienkabinet sollte eigentlich das Mineralienkabinet heißen.

In Mineralien, Seegewächsen und Muscheln ist dieß Kabinet sicher eines der Vollständigsten. Die östreichischen Erblande liefern von selbst schon den größten Theil aller Stoffe aus dem Mineralreich; und was überdieß noch zur Seltenheit und Vollständigkeit mangelte, das hat man aus Sachsen, vom Harz, aus Sibirien, Peru etc. zusammengebracht. Man sieht hier gediegenes

nes Gold, puren Schwefel, auch gediegenes Eisen. . . . Bei Ansicht dieser letztern Seltenheit erinnerte ich mich des grossen Stücks von gediegenem Eisen im Naturalienkabinet zu Petersburg, das Pallas beschrieben hat, und über dessen Aechtheit manche Gelehrte so lang zweifelten, und zum Theil noch zweifeln.

Die Sammlung von Edelsteinen ist sehr komplet. Gleich unansehnlichen Bäckleseln liegen ungeschliffene Diamanten das selbst. Ein Opal ist hervorstechend merkwürdig, weil man bis jetzt in keiner Sammlung der Welt einen so grossen besitzt: er wiegt vier und dreissig Loth. Ein ehrlicher Jude, dem man ihn neulich zeigte, ward so sehr von dem Werth desselben entzückt, daß er davor auf seine Knie fiel, und ihn anbetete, wie welland seine Großväter in dem Thal von Sinai das goldne Kalb.



Unter andern Seltenheiten aus dem Reiche der Steine sind mancherlei Tabaksdosen vorhanden, darunter eine von der artigsten Erfindung. Sie ist rund, und ziemlich groß. Ihre äusseren Wände sind mit allen Gattungen von Steinen bekleidet, welche man in Sachsen findet. Jedes Stückchen hat seine auf der silbernen, rings herum laufenden Einfassung gestochene Nummer. Unten ist eine heimliche Springsfeder angebracht: man drückt darauf, der Boden öfnet sich, und giebt ein kleines Schublädchen von sich, worin ein geschriebner Katalog von allen an der Dose befindlichen Steinen mit den unterscheidenden Nummern liegt. Man macht in Sachsen mehr ähnliche Dosen, deren Erfindung mir sehr wohl ausgedacht dünkt.

Im letzten Zimmer des Kabinetts sind einige andere sehenswürdige Dinge. Ein Bas Relief in Mosaik, welches der König von Neapel geschenkt hat. — Viele Stücke  
von

von Florentinischer Marketerlearbeit. Die vier Welttheile sind hervorstechend schön; auch hängen einige bewunderungswürdige Perspektiv = Stücke darunter. Ich finde diese Arbeit so angenehm undzierlich als eine Malerei.

Das kostbarste Stück dieses Zimmers ist ein Blumenstrauß; aber ein Blumenstrauß von allen Edelsteinen, aus denen die mit ihren natürlichen Farben übereinstimmenden Blumen geschnitten sind. Auf den Blumen kriechen einige Insekten, ebenfalls aus Edelsteinen in ihrer natürlichen Gestalt dargestellt. Das ganze ist ein entzückender Anblick, der noch angenehmer auffallen würde, wenn die Blumen, Blätter etc. nicht so ganz nahe zusammengedrängt wären, sondern durch ihren größern Abstand dem Auge mehr Spielraum zur einzelnen Übersicht ließen.

Maria Theresia, die bekanntlich Franzosen mit innigster unausdrucksamer Zärtlichkeit

keitsglut liebte, überraschte an einem schönen Frühlingmorgen mit diesem Strauß ihren Gatten: und Franz gab ihn nachher in das Kabinet, wo er die geschmackvollste Sammlung von Edelsteinen darstellt.

## LXXIV.

## Schlittensfahrten.

Im alten Wien, wo noch viel aufprunkvolle, rauschende Lustbarkeiten gehalten und verwendet wurde, waren die grossen öffentlichen Schlittensfahrten eine der vornehmsten winterlichen Unterhaltungen.

Der Hof gab sie unter der Kaiserinn Theresia noch häufig; und nach dem Muster des Hofes auch die grossen reichen Vasallen. Es war eine kostbare Unterhaltung. Da in den Hauptgassen von Wien wegen des vielen Gedrängs von Menschen

und

und Pferde der Schnee selten lange liegen  
 bleibt, und gerade durch diese Hauptgaf-  
 sen der Zug immer gieng, so mußte man  
 an dem dazu bestimmten Tage erst einige  
 tausend Fuhren Schnee von der Esplanade  
 in die Stadt herein schaffen, um die  
 Bahn brauchbar zu machen. . . . Nebst  
 dem neuen Schlittenpuz des Herrn und  
 der Dame, wurden die Laufer, Reitknechte,  
 und Pferde allemal neu ausstaffirt.  
 Man behing den Gaul mit silbernem Schel-  
 lengeläute; und eine solche Schlittenrü-  
 stung, wenn sie ihrer übrigen Gesellschaft  
 würdig sein sollte, kostete nicht selten  
 15000 bis 20000 Gulden.

Kaiser Josef findet diese Unterhal-  
 tung in keinem gehörigen Verhältnisse mit  
 den dazu erforderlichen Kosten. Noch hat  
 Er während seiner Regierung keine Schlit-  
 tenfahrt gegeben. In dem Schneevollen  
 Winter 1783 - 1784 fand der Adel plöz-  
 lich wieder Geschmak an denselben. Die

vom



vom Hofe veranstalteten Schlittenfahrten wurden immer bei Tage gehalten. Die anderen des Abends. Bei den ersteren zeigte sich immer die vorzüglichste Pracht. Bei den letztern hat der Anblick etwas romanhaftes und Feenartiges. Ein Trupp Fakelträger zu Pferde voraus; dicht hinter ihnen ein Schlitten mit Trompeten und Pauken. Darauf der Zug von 20 bis 30 Herrschaftsschlitten: vor jedem zween Postillions mit Fackeln, neben jedem zween Käufer; die Uniformen wechseln an der Farbenmischung; alles strahlt im Widerschein des vervielfältigten Lichts von Gold und Silber. Den Beschluß macht ein ungeheurer Schlitten mit Spielleuten besetzt, welche das Getümmel der schellenbehangenen Pferde durch kriegerische Musik erheben.

Die Damen werden durch das Loos vertheilt. Sie sitzen, in sibirische Pelze vortheilhaft gehüllt, auf dem Schlitten,  
hin-

hinter jeder der Kavaller, einen russischen  
Muff an der Seite hangend, und mit  
leichter Hand das Lärmgewohnte Ross an  
seidnen Schnüren lenkend. Hier ist's, wo  
jene bekannte Strophe gilt:

„Der Jüngling wärmet sich falsch im  
Hermellne der Nymfe;

„Die Nymfe lächelt, und wehret ihm  
falsch. „ \*)

So geht der Zug durch die vornehm-  
sten Gassen und Plätze. Das Volk strömt  
haufenweise herzu, die schönen Schlitten-  
fahrerinnen zu sehn, und dieß ist, wie  
man weiß, die größte Wollust für die  
weiblichen Herzen. Die Funken von den  
Fakeln sprühen ihnen um die Köpfe; der  
rauhste Nordwind saust ihnen um Busen  
und Naken: Kleinigkeiten! dafür sind sie  
das Spektakel der Stadt, der Mittelpunkt,  
nach dem sich so viele heimliche Wünsche  
und

---

\*) Hamlers Oden.

und Seufzer drehen. Dieß entschädigt für alle Ungemächlichkeiten des Körpers.

Endlich hält der Zug vor dem bestimmten Fürstenhause. Schon stehn die Wagen in Bereitschaft. Man wirft sich eilends hinein, fährt nach Hause, kleidet sich um, kömmt zurück zum grossen Soupé, und tanzt, und scherzt und lacht, und tänzelt beim lauten Ballfest bis an den hellen Morgen.

## LXXV.

## Gassenkehrer.

Die Säuberung der Strassen von Wien ist pachtweise an eine Gesellschaft überlassen. Zu diesem Geschäfte nimmt die Gesellschaft theils ehrliche Tagelöhner, theils die zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilte Verbrecher, wofür sie etwas gewisses an die Polizei bezahlt.

Diese

Diese Männer sind an Händen und Füßen mit Ketten beladen, in grobes braunes Tuch gekleidet, und ziehn täglich in zwei bis drei Haufen — jeder etwan 20 Mann stark — unter Bedekung von einigen Polizeisoldaten an die nöthigen Plätze.

Unter der Regierung der Kaiserin wurden die Verbrecher von einigem Stand und Namen, wenn es scharf gieng, auf Lebenslang in irgend eine Festung versperret. Man hatte damals keine Idee in Wien, daß es möglich wäre, einen k. k. Hofrath, einen Cavalier, mit dem Pöbel der Missethäter vermengt, der öffentlichen Schande ausgesetzt zu sehn. Kaiser Josef gab der Kriminaljustiz eine neue Form. Wie einst im Thal Josafat weder Krone, noch Infel, noch Ordensband den Sünder schützen wird, so hob Er auch schon in diesem seinen irdischen Reich allen Unterschied der Stände bei Verbrechen auf. Er schuff die Gassenlehrer, und verdamnte

den hochbetitelten Vasallen wie den letzten Gaudieb in ihre Gesellschaft. Die Erscheinung dieser Leute war anfangs den Wienern ein unerhört auffallender Anblick. Da der erste gnädige Herr mit geschornem Kopfe, mit dem Besen in der Hand, und mit Ketten rasselnd, auf der Strasse erschien, drängte sich die halbe Stadt zu dem schrekenden Schauspiel. Seitdem hat man sich mehr daran gewöhnt: der Anblick von Gassenkehrenden Baronen, Hofrätchen, Grafen &c. hat bewirkt, daß gegenwärtig das Publikum mit einer Art von Gleichgültigkeit über die Sache denkt, so, wie die Verbrecher selbst nun auch ziemlich gleichgültig an diese Strafe gehn.

Sind die Jahre der Strafe vorüber, so bekommt der Abgebüßte sein bürgerliches Leben und seinen guten Rumund wieder. Wir haben vor kurzem einen solchen Mann gesehen, der heute den Besen ablegte, und Tags darauf ein Kaffehaus

fehauß errichtete. Dieser Umstand verschuf ihm sogleich Gäste.

Einige Leute wollen es übel angebracht finden, daß man die Sassen durch Verbrecher kehren läßt, da doch diese Arbeit auch andere ehrliche Leute verrichten; weil diese Arbeit dadurch gleichsam entehrend gemacht werde, wie sie meynen. Ihr Schluß ist irrig. Nicht die Arbeit ist entehrend; denn dieß ist keine Arbeit auf der Welt; aber als Missethäter zur öffentlichen Arbeit verdammt seyn, die Ketten, und mit denselben den Beweis des Verbrechens, und das Zeichen der Schande tragen, das ist es, was diesen entehrt, und jenen auf keine Weise trifft.

In der ersten Zeit, da diese Strafe eingeführt ward, mußten die läderlichen Mädchen ebenfalls mit dem Besen in der Hand aus dem Zuchthause zur Strassensäuberung kommen. Diese Einrichtung gab zu verschiedenen Unschicklichkeiten Anlaß. Man läßt sie seitdem zu Hause, und bes

schäftiget sie grossentheils damit, daß sie für das grosse Krankenhaus waschen müssen; eine Arbeit, die ihnen angemessener, und nützlicher ist, als ihre Erscheinung beim Gassenkehren.

Hr. Howard, der die Welt durchreiset, Spitäler, Narrenhäuser, Zuchthäuser, und Gefängnisse zu besuchen, zu beschreiben, und Vorschläge zur menschlichen Behandlung derjenigen zu thun, die bestimmt sind, in solchen Behältnissen zu leben, war vor einiger Zeit zum drittenmal hier. Er gieng in die Kasematen, wo die Gassenkehrer wohnen, maß, und prüfte die in diesen Gewölben eingeschlossene Luft, wog die jedem solchen Delinquenten täglich zugetheilte Porzion Brod, untersuchte ihr Wasser, ihre Kleidung, kurz, ihren ganzen fysischen Zustand. Man sagt, er habe die Sache nicht ganz nach seiner Idee gefunden.

Wälsche und deutsche Oper.

Keine langweiligere Sache von der Welt, als eine Komödie, die zu lange dauert. Dieß ist der Fall nicht bloß mit den einzelnen Vorstellungen eines Theaterstückes, sondern mit jeder Art von Schauspiel überhaupt. Wien hatte deren schon von allen Gattungen: französische Komödie, wälsche Komödie, wälsche Oper, die grossen Roverrischen Ballette, deutsche Oper 2c. 2c. Allen diesen Dingen gieng es wie dem grünen Esel \*). Man lief anfangs mit Wuth hinzu, ließ sich halb erdrücken, um das neue Schauspiel zu sehen. Nach wenigen Jahren war das Haus wieder lde. Endlich hielt man sich eine Weile bloß an das deutsche National-Schauspiel. Bald gähnte man auch bei diesem

---

\*) Sellerts Fabeln.

ewigen Einerlei wieder; und der Kaiser, welcher die unbeständige Neugierde seiner getreuen Wiener kennt, gab ihnen im Jahre 1783 neuerdings eine wälsche Oper, welche die noch herrschende ist.

Dies schöne Ungeheuer, wie Schubarth \*) es nennt, hat sich zum Günstling des feineren Publikums emporgeschwungen. Die Stücke, welche bisher vorzüglich den allgemeinen Beifall erhalten haben, sind stufenweise folgende:

*Il Barbiere di Seviglia.*

*Fra i due litiganti il terzo gode.*

*La grotta di Trofonio.*

*Il rè Teodoro in Venezia.*

*Una cosa rara, ossia Bellezza ed Onestà.*

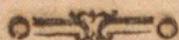
Es

---

\*) Der biedere Schwabe, Dichter, und selbst Kompositor. Nachdem er für ein Epigramm über zwölf Jahre auf dem Asperg geschmachtet, hat er endlich seine Freiheit erhalten. —

Es sind eitel komische Singspiele; der ernsthaften Oper ist man, wie billig, ganz überdrüssig. Der Barbier hat einige allerliebste leichte Lieberchen, und wird seiner schnakischen Intrige wegen von Zeit zu Zeit gern gesehen. Fra due litiganti &c. ward in kurzer Zeit sieben und dreißigmal hinter einander gegeben. — Die Grotte des Trofon etwan 30mal. — König Theodor wohl 43mal. — Die Cosa rara der zu schnell eingefallenen Fausten wegen nur etwan 15mal. Diese war es aber, welche die Stadt beinahe in Raserei gebracht hätte, und bei deren jeder Vorstellung 3 — 400 Personen aus Mangel an Platz wieder vergebens nach Hause gehn mußten.

Seit der Aufführung dieser beliebten Singspielen kommt man in kein Haus, in keine Gesellschaft von guten Ton, wo nicht ein Duett, ein Terzett, ein Finale aus einer der obigen Opern gesungen oder auf dem Flügel herunter getrommelt wird.



Selbst die Mandoltttkrömer und Kellners-  
pursche trillern auf Gassen und Strassen  
ihr

Ah chi sa Rosina mia  
Quando mai ti rivedro! \*)

oder das wollüstige  
Vienni tra i lacci miei  
Stringi mi o cara ben  
Anima mia tu sei,  
Ti vo morir nel' sen. \*\*)

Die Leute bei der Oper sind ausge-  
sucht, aber auch gut bezahlt. Mandini  
und Benucci sind die ausgemachtesten  
zween Schalksnarren \*\*\*) die man sehr  
kann. Das Hauptgözenbild in diesem  
komischen Pantheon, war bisher die Sän-  
gerin Storace, von italiänischer Abkunft,  
aber

---

\*) Aus dem Barbriere di Seviglia,

\*\*) Aus der Cosa rara,

\*\*\*) Buffoni.

aber in London geboren. Sie hatte jährlich über 1000 Dukaten. Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß sie sehr gut singt; aber ihre Figur ist nicht vortheilhaft: ein kleines dickes Geschöpf, ohne irgend einem weiblichen körperlichen Reiz, ein paar grosse wenig sprechende Augen ausgenommen.

Storace ist vor kurzem nach England gereiset. Sie soll wieder auf das hiesige Theater kommen.

\* \* \*

Da ein grosser Theil des Publikums nicht italiänisch versteht, und man diesen doch auch mit Singspielen unterhalten will: so ist zugleich noch eine deutsche Oper errichtet, die meist im Kärnthnerthortheater spielt. Man wendet bei weitem nicht soviel darauf, wie auf die Wälsche, darum hat sie minder gute Sänger, und steht überhaupt sehr unter jener.

Der Doktor und der Apotheker, eine  
 Posse, von Ditters in Musik gesetzt, hat  
 hier allein einen ausgezeichneten Beifall  
 erhalten. . . . Sie ist eingegangen.

## LXXVII.

## Reife Mädchen.

Ihre Zahl ist groß, und ihre Lage  
 sehr unangenehm. Die von der zweiten  
 und dritten Ordnung sind am schlimmsten  
 daran. Die Hofdienste, welche doch hier  
 einigen tausend Männern Beschäftigung  
 und Unterhalt geben, sind heut zu Tage  
 so sehr in die Form einer Schnefentrep-  
 pe gebracht, daß die Leute dabei vierzig  
 Jahre alt werden, ehe sie zu einer Stelle  
 kommen, die ihnen erlaubt, eine Frau  
 zu nehmen.

In Sparta peitschten die Weiber jähr-  
 lich die Hagestolzen im Tempel der Ve-  
 nus mit Ruthen, um sie für ihre Ehelos-  
 sigkeit

figkeit zu strafen. Diese Strafe, welche in Sparta wohl angebracht sein mochte, wäre bei uns höchst unbillig, weil der größte Theil der Hagestolzen es wider seinen Willen ist. Man sieht eine Menge von Kanzleimännern, Hausoffizieren u. die schon seit Jahrzehenden ordentliche Liebschaften unterhalten, und als Freyer samt ihren Liebsten grau werden. Um diesem Mißstand einigermassen abzuhelfen, würde es besser seyn, wenn man statt der Spartanischen Methode, Ehestandsproseliten zu machen, wie alte Babylonische einführte. Wer ein schönes Mädchen zur Frau nahm, mußte eine Taxe erlegen, und mit diesen Taxen steuerte man die Häßlichen und Armen aus, um ihnen ebenfalls Männer zu verschaffen.

So frei und flüchtig die verheiratheten Weiber leben, so gezwungen und langweilig ist hingegen die Lebensart der ledigen erwachsenen Mädchen. Es jammert einen ordentlich, sie keinen Schritt machen,

chen, in keine Gesellschaft kommen zu sehen, ohne eine grämliche Tante, eine hämische Gouvernante, oder die Mama selbst mit der Mine ihrer ganzen mütterlichen Auctorität zur Forscherin aller ihrer Worte und Aufseherin aller ihrer Blicke an der Seite zu haben. Man lehrt sie die Regeln des Puzes, der Gefälligkeit; alle Beschäftigungen zielen dahin, um ihnen die Kunst zu gefallen einzupflanzen, natürlich zu machen; und dann fordert man, daß sie die Spröde spiele, daß sie bei den Siegen ihrer Reize fühllos bleibe!

In der That ist auch ihre Konversation ziemlich trocken. Eine sogenannte Unschuld — nach dem alten Begriff von diesem Worte — ist leider in den Zirkeln der grossen Welt nach dem heutigen Tone ein Geschöpf, das mehr zur Belästigung als zur Belebung der Gesellschaft beiträgt. Man unterhält sich lieber mit Weibern. Das Wesen eines Mädchens hat etwas gezwungenes, ängstiges, leeres, und ge-  
zier:

stetes, daß in die Länge nur ein in sie  
 Verliebter aushalten kann. Sobald aber  
 das Mädchen einen Liebhaber erhascht hat,  
 in den auch ihre Aeltern willigen, dann  
 wird aus dem bloßen, zimperlischen Dinge  
 oft plötzlich ein stolzes, schnippisches, na-  
 seweises Püppchen.

Die Mädchen kennen die Vorzüge  
 der Weiber; darum trachten sie so sehr  
 nach diesem Stande.

Viele junge Mannspersonen meiden  
 jene Häuser, wo reife Mädchen ohne Lieb-  
 haber sind, weil man ihre öfters wieder-  
 holten Besuche gern für eine Liebeserklä-  
 rung nimmt, oder sie nach einiger Zeit  
 wohl gar zwischen vier Wänden konstituirt,  
 und zwingt, zum väterlichen und mütter-  
 lichen Protokoll auszusagen, mit welchen  
 Absichten sie in das Haus kommen.

## Kaiserliche Bibliothek.

Wenn die Musen irgendwo in der Welt einen prächtigen, einen geschmackvollen und majestätischen Tempel haben, so ist es der Kaiserliche Bibliotheksaal in Wien.

Unbeschreiblich ist der überraschend grosse Eindruck, den man bei dem Eintritt in diesen Saal empfindet. Ich meines Theils muß gestehen, daß mich kein anderes heiliges oder profanes Gebäude je so hingerissen, so entzückt, so mit angenehmem Hochgefühl durchströmt hat, als die Ubersicht dieser Bibliothek. Der Saal ist 240 Fuß lang, 54 breit, und von der Höhe eines geschmackvollen Tempels. Er stellt ein längliches Viereck vor, in dessen Mitte eine ovalrunde Kuppel ist. Marmor, Gold, und Malerei ist mit verschwenderischem Aufwand allenthalben verwendet. Acht grosse Säulen stützen ihn

dieß-

dieſeits und jenseits der Kuppel; in der  
 Mitte die Statue Karls des Sechsten  
 in Lebensgröße ſtehet, von weißem Mar-  
 mor mit einer lateinischen Inſchrift an  
 dem Fußgeſtelle: rings um dieſes Bild  
 ſtehen zwölf andere Kaiſer in ähnlicher  
 Größe, und von nämlichem Stoff. Um  
 auch die höhere Gegend des Gebäudes  
 zu benutzen, läuft eine geräumige Gallerie  
 rings um daſſelbe und enthält eben ſo  
 viele Bücherkäſten wie die untere Wand-  
 fläche.

Der Baumeiſter dieſes herrlichen  
 Denkmals war bekanntlich Fiſcher von  
 Erlach. Daniel Gran ſchmückte es von  
 innen mit ſeinem Zauberpinſel, deſſen  
 Meiſterſtück die ſchöne Decke der Kuppel  
 iſt, wo alle Wiſſenſchaften in ſymboliſchen  
 Figuren einen freundschaftlichen Kreis  
 machen.

Das Perſonale der Bibliothek beſtehet  
 aus dem Bibliothekar, dem Direktor, zwei

Kustoden, fünf Skriptoren, und vier Amanuensen.

Bermöge einer heilig beobachteten Verordnung, darf nie ein Licht in die Bibliothek gebracht werden, um diesen unersehbaren Schatz nicht durch irgend einen unvorsichtigen Zufall der Gefahr einer Zerstörung oder Verwüstung auszusetzen.

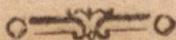
Den litterarischen Inhalt und Reichthum der Kaiserlichen Bibliothek zu beschreiben ist weit über das Fassungsvermögen einer Skizze. Was man auch gegenwärtig davon angeben könnte, würde in wenigen Jahren wieder unrichtig sein, weil der Borrath jährlich wächst.

Die Bibliothek hat bestimmte jährliche Einkünfte, die zum gewöhnlichen Bücherankauf verwendet werden. Aber sie ist nicht bloß auf diesen Fond eingeschränkt. Wenn sich Gelegenheiten darbieten, seltne und zur Vollständigkeit der Bibliothek wesentliche Schriften zu erhalten, so werden

sie

ße ohne Rücksicht auf die bestimmte Summe gekauft.

Unter die Seltenheiten und Kostbarkeiten, welche man bei Erwähnung dieser Bibliothek gewöhnlich anführt, gehören: die Sammlung der ersten gedruckten Bücher, seit Erfindung dieser Kunst bis auf das Jahr 1500 inklusive, welche wohl die reichste in ganz Europa seyn mag, und jetzt über 6000 Stücke beträgt; — die berühmte Peutingerische Karte; — Schriften der alten Mexikaner, aus lauter Symbolen und Figuren bestehend, welche Robertson in seiner Geschichte von Amerika hat abzeichnen lassen; — Blätter aus dem Koran, mit alter Kufischer Schrift, aus dem neunten Jahrhundert; — eine Handschrift von Dioskorides, mit gemalten Pflanzen, aus dem sechsten Jahrhundert; — zwei Stücke von der alten ägyptischen Papyrstaude; — ein sehr alter Purpur-Robex; — eine Menge wichtige Werke in seltenen Ausgaben



auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Helden Eugen von Savoyen hervorsticht.

Von Kupferstichen ist eine sehr beträchtliche und in ausgesuchten Abdrücken bestehende Sammlung vorhanden. Sie ist nach den bekannten Schulen geordnet.

Noch gehört dazu eine Sammlung von Porträten merkwürdiger Personen aller Art, die über 200 Bände füllt.

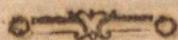
Unter dem geographischen Vorrath sind vorzüglich zu bemerken: ein Vleanischer Atlas, der auf 30000 fl. geschätzt vom Prinz Eugen herkommt, und die große Sammlung von Landkarten, welche Baron Stosch gemacht hatte, und von seinen Erben erkaufte worden ist.

Die Bibliothek ist zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Neben dem Saal ist das Lesezimmer, dessen Eintritt im Winter von 9 bis 12 Uhr, und im Sommer von 8 bis 12 Uhr für Jederman offen steht. Hier findet man eine lange

Tafel für ungefähr 40 Personen und noch einige Nebentische. Jederman ist es frei ein Buch nach Belieben zu begehren, es in diesem Zimmer zu lesen, auch sich Notate und Auszüge daraus zu machen, zu welchem Gebrauch die nöthigen Tintensässer in Bereitschaft stehen. In diesem Zimmer wird tiefes Stillschweigen beobachtet, um die nach Kenntnissen und Wahrheit Dürstenden nicht in ihrer Aufmerksamkeit zu stören.

In dem Bibliotheksaal selbst wird ohne Begleitung eines Beamten Niemand eingelassen. Die Bücher stehn alle unverwahrt darinne, und man weiß, wie oft Bücherliebhaberei schon manchen sonst sehr ehrlichen Mann zum litterarischen Beutelschneider gemacht hat.

Einige Privatleute, auch Fremde, haben ein oder das andere äusserst seltne Buch aus freiem Trieb in diese Bibliothek gegeben. Dies ist ein großmüthiges Benehmen, der Nachahmung jedes Wissens-



schaftsfreundes würdig. Solche einzelne merkwürdige Bücher werden nach dem Tode des Besitzers gewöhnlich von unwissenden Erben verworfen oder verwüftet, da sie hingegen in einer solchen kostbaren Sammlung einer würdigen Pflege genießen, zum Gebrauch des Publikums dienen, und ein bleibendes Denkmal von der ebelmüthigen Denkart ihres Besitzers stiften.

## LXXIX.

## Das Belvedere.

Es liegt am äußersten Ende der Vorstadt, an der Südost-Seite von Wien, auf der Anhöhe, welche das Erdreich von dieser Weltgegend her gegen die Stadt zu bildet. Der Schöpfer desselben war Prinz Eugen, dem es in den Jahren seines größten Glanzes und Ansehns zum Sommeraufenthalt diente, und der ihm, so wie allen seinen Werken, den Stempel seines  
gu:

guten und grossen Geschmaks ausdrückte, der zu jenen Zeiten in Wien noch nicht Jedermanns Sache war.

Nach verschiedenen Bestimmungen, die dieser Lustort nach seines ersten Besitzers Tode erhielt, wurde endlich das Gebäude zum Sitz der unschätzbaren Gemälde-Galerie, und der Garten zum öffentlichen Belustigungsort für die Schöne Welt von Wien gewidmet.

Der eigentliche Haupteingang ist von der Seite der dicht daran stossenden Linie. Hier muß man eintreten, wenn man das Ganze nach seiner eigentlichen Richtung überschauen will; doch ist auch ein anderer Eingang von unten durch den Garten angebracht, welcher der Nähe und grössern Bequemlichkeit wegen allgemein gebraucht wird. Von dem obern Haupteingange kommt man in einen geräumigen Hof, der auf beiden Seiten mit Gebäuden und schönen Alleen besetzt ist; in der Mitte liegt ein grosser angenehmer Teich.

Das Hauptgebäude, ein länglichtes Vier-  
eck, liegt ganz frei. Es hat eine präch-  
tige, vielleicht etwas zu sehr mit Zierra-  
then überladene Fronte. Man steigt auf  
stolzen doppelten Treppen hinan, und  
kommt hinter einer Kolonade in den gros-  
sen runden Marmorsaal: dieser ist das  
Mittelstück, und öffnet den Eingang auf  
beide Seitenflügel, deren jeder sieben Zim-  
mer, und zwei runde Kabinette enthält.  
Der Marmorsaal selbst ist schon mit eini-  
gen grossen Gemälden behängt, die er we-  
gen seiner durch das ganze Gebäude ra-  
genden Höhe am besten fassen kann. Der  
rechte Flügel enthält den unnachahmlichen  
Reichthum der Italiänischen Schule. Im  
linken Flügel prangen die Schätze der  
Flamändischen Schule.

Im obern Stockwerke hängen in den  
vier Zimmern des rechten Flügels die Mei-  
sterstücke der Deutschen Schule; in den  
vier Zimmern des linken Flügels die Denk-  
mäler der alten Niederländischen Schule.

Eine

Eine solche Gemälde-Sammlung muß man ohne weiters sehen. Jeder, der sie beschreiben wollte, würde sich daran zum Stümper schreiben.

Herr Mechel aus Basel hat sie von 1778 bis 1781 in jene Ordnung gebracht. Man ließ es ihm an nichts fehlen: die Rahmen allein haben über 70,000 Fl. gekostet. Der Vorrath aller ihm übergebenen Stücke war so groß, daß er aus Mangel an mehrerm Raum über tausend der minder kostbaren ausmusterte, welche im untern Gartengebäude aufbewahrt werden, und auch von solchem Kunstwerth sind, daß man aus denselben eine zweite Gallerie errichten könnte, die noch immer Aufmerksamkeit verdienen würde.

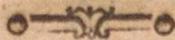
Seit zwei Jahren sind in dieser Gallerie beträchtliche Veränderungen vorgenommen worden. Bei Aufhebung der Klöster hat man in Italien und den Niederlanden manches schöne Stück gefunden, welches hieher wanderte; auch hat der

Kaiser durch Kauf und sonstige Erwerbungen die Sammlung vermehrt. Man hat in den Zimmern den Raum noch besser benutzt, und mehr Gemälde aufgehangen, oder sie vortheilhafter vertheilt. Man hat einige von den von Herrn Mechel ausgeschlossenen Stücken zur offnen Ansicht hinauf gebracht, einige der ausgehangenen, als Stücke von mindern Werth, unter die ausgeschlossenen versetzt. Man hat die vier ehemals geschlossenen Kabinette, an den Ecken des Gebäudes, eröffnet, und mit kleinen kostbaren Stücken behangen, um in den übrigen Zimmern mehr Raum zu gewinnen. Durch alle diese Neuerungen ist freilich der von Hrn. Mechel gemachte Katalog der Gallerie beinahe ganz unbrauchbar geworden. Vermuthlich wird die Gallerie noch von Zeit zu Zeit Abänderungen leiden.

Die Gallerie ist an jeden Montag, Mittwoch und Freitag für die ganze Welt offen. Sie wird eigentlich nur in den  
wär-

wärmern Monaten besucht. Junge Künstler erhalten sehr leicht die Erlaubniß, selbstgewählte Stücke zu kopiren.

An den Montagen ist gewöhnlich ein gedrängvolles Getümmel. Eine Menge Bürgerleute von den untern Klassen, Handwerksbursche, die den Blauen Montag machen, ja sogar geringe Dienstmädchen mit Kindern auf den Armen, besuchen, um den Nachmittag angenehm zu verbringen, die Bildergallerie. Hierinn wünschte ich nun wohl eine Abänderung. Die Kinder sind der Gallerie gefährlich: sie betasten manchmal mit schmutzigen Fingern die vortrefflichsten Stücke. Wozu ist auch überhaupt für Kinder die Ansicht der Gallerie? Ich glaube, man könnte, ohne dem Publikum einen Zwang zu thun, Kindern und andern ganz niedrigen Leuten den Eingang verwehren, weil ja eine solche Gemäldefammlung kein Marionettenspiel ist, und man doch weiß, daß dergleichen Leute nichts bessers aus der An-



sicht derselben zu schöpfen wissen, als wenn sie aus langer Weile den Guckkasten eines Savoyarden ansähen.

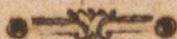
Hinter dem Gebäude, gegen die Stadt zu, liegt der ziemlich geräumige Garten. Er bildet einen gelinden Abhang. Von der obern Terrasse, noch mehr aber aus dem ersten Stokwerk des Schlosses, hat man eine entzückende Aussicht über den größten Theil der Stadt und der Vorstädte, auf den Rahlen Berg und die daran liegenden Weinderge, und rechts über die Gegenden der Donau hin. Diese Aussicht würde der Garten nicht haben, wenn er mit mehr und höhern Bäumen bepflanzt wäre: dagegen würde er einen andern Vorzug besitzen, nämlich mehr Schatten, den man jetzt nur in dem untern Theile findet. Aus Mangel dieser einem Garten so wesentlichen Eigenschaft wird er nicht sehr häufig, und nur gegen den spätern Abend hin, von der Schönen Welt besucht.

T r a f t e u r s.

Die sogenannten Wirthstafeln, (*Tables d'hôte*) welche in verschiedenen Provinzen in und auffer Deutschland üblich sind, findet man in Wien beinahe gar nicht.

Diese Tafeln haben die Bequemlichkeit daß man dabei in Gesellschaft miteinander speißt; daß sie einen gesetzten Preis haben; daß auf eine Gemeintafel ansehnlichere Stücke als in zerstreuten Abtheilungen, und doch für das nämliche Geld können geliefert werden. Dagegen führen sie das Unangenehme mit sich, daß man zur gesetzten Stunde essen muß; daß derjenige, welcher am meisten Lebensart besitzt, bei einer Wirthstafel gewöhnlich am schlimmsten daran ist, denn es giebt unartige Leute und hungrige Schlucker, welche mit der ungezogensten Art am ersten in die Schüsseln eilen, und links und rechts ih-

ren



ren Nachbarn die größten und besten Bissen ohne Blödigkeit und Komplimente vor der Nase wegnehmen. Der gemächliche und höfliche Mann ist an einer Wirthstafel der betrogene; man ist wie auf der Flucht: im Nu sind die Schüsseln ausgeleert, und er steht mit leerem Magen auf.

Wer in Wien nicht seine eigene Tafel hat, geht in ein Wirthshaus, oder zum Trakteur. In den hiesigen Wirthshäusern wird jedem besonders aufgetischt; man speist zu allen Stunden des Tages, so viel oder wenig Speisen als beliebt, doch hat jede einzelne Speise ihren gesetzten Preis, um den ich auch vorher fragen kann, ehe ich sie bringen lasse.

Die andere gewöhnliche Art zu speisen ist bei den Trakteurs. Sie sind nur in der Stadt selbst zu finden, und ihrer Zahl ist mäßig: es mögen ihrer ungefähr 30 seyn. Man speist von halb 11 Uhr Morgens bis halb 3 Uhr Nachmittags zu jeder beliebigen Minute. Die Prei-

se sind sehr verschieden, je nachdem man was zu essen verlangt. Der höchste gewöhnliche Preis für ein Mittagessen ohne Trunk ist Ein Gulden; der geringste 4½ Kreuzer: — ein gewaltiger Absprung, wie man sieht — zwischen diesen beiden Abständen gibt es eine Menge Mittelpreise, zu 5 Kreuzer, zu 8 Kr., zu 10 Kr., zu 12 Kr., zu 15 Kr., zu 24 Kr., zu 30 Kr. zu 45 Kr., zu 48 Kreuzer.

Die Gäste der Tratteurs sind nach den verschiedenen Preisen auch Leute verschiednes und beinahe jedes Standes: Agenten, Militärpersonen, Kanzleibeamte, Hausoffiziers, Geistliche, Künstler, Kammerdiener, Stallmeister, Studenten, Sprachmeister, Musikanten, Fremde, Diasterianten, Kaufmannsdiener, Lakaien, Käufer, Kutscher, Reitknechte, Handwerksleute 2c. 2c.

Diejenigen, wo man für 10 und 8 Kreuzer speist, werden am häufigsten besucht: dieß ist die gewöhnliche Tafeltaxe

des

der Kanzellisten, Studenten, Sprachmeister, Geistlichen, Kaufmannsdiener, Lakaien, Kutscher &c. Sie kommen um 12 und halb 1 Uhr schwarmweise, mit hoch frisirten, parfümirten, elegant gepuderten Köpfen, mit doppelten Uhrketten, seidenen Strümpfen und halbpfund schweren silbernen Schnallen, mit seidnen Kleidern und Ringen an den Fingern, und fallen — wie Stahren in einen Teich — an die schon gedeckten Tische hin. Der Speisemeister steht in der Mitte des Zimmers, und kommandirt, wie ein Major vor der Fronte seines Batallions, die verschiedenen Speisen an die verschiedenen Tische. Die Esser sitzen wie Haringe auf einander; alles wird in größter Eile verzehrt; und sobald ein Tischvoll abgegessen hat, hebt er sich mit Einmal auf; und ein Trupp schon wartender leerer Mägen nimmt den ledigen Platz ein. So essen zum Beispiel, in der Blauen Glasche auf dem Stock-in-Eisen-Platz in zwei mit-

kelmässigen Zimmern täglich binnen drei Stunden über dritthalb hundert Menschen.

Der Tisch für 8 Kreuzer besteht aus vier Speisen: Suppe, Rindfleisch mit einer Brühe, grüne Speise mit Beilage, Braten oder Eingemachtes. Die Portionen sind so groß, daß der einen gewaltigen Fressmagen haben müßte, welcher sich nicht vollkommen satt daran ässe. Jeder Gast hat jede Speise auf einem besonderen eignen Teller, alles von Zinn; nur das Brod liegt gemeinschaftlich da, um jeden soviel davon schneiden zu lassen, als ihm beliebt. Wasser geht in einem zinnernen Becher gleichfalls gemeinschaftlich in der Runde herum. Wer Bier oder Wein will, dem steht es für sein Geld zu Diensten. Den größten Haufen an diesen Tischen machen die Liverei-Leute aus.

Die 10 Kreuzer = Tische enthalten beinahe die nämlichen Speisen; aber man hat ein besonderes Zimmer; jeder Gast

hat



hat eine Serviette, eine weiße Kreuzer-  
Semmel, und ein eignes Trinkglas. Auch  
ist die Gesellschaft besser; hier sitzen die  
Söhne der Musen, die Diener des Al-  
tars, Kanzleimänner, Kadetten, ic. ic.

Unter den Lakaien herrscht hier, so-  
wohl bei den Trakteurs, als in Bierhäu-  
fern und andern öffentlichen Orten, eine  
sonderbare Sitte. Ihr sitzt im Neben-  
zimmer eines Trakteurs: mit Einmal macht  
 euch die Gesellschaft im benachbarten  
Zimmer aufmerksam. Ihr hört keine an-  
dere Namen mehr, als die vornehmsten:  
Lichtenstein, Kaunitz, Esterhazy, Die-  
trichstein, Palsy, Harrach, Stahren-  
berg, Singenbors, Rinsky, Hazfeld, Ko-  
lowrat, Kollaredo, ic. ic. Ihr glaubt  
im Vorzimmer eines Saales zu seyn, wo  
der größte Adel eine Versammlung hält.  
Man öffnet die Thüre, und da seht ihr  
eitel Lakaien, Läufer, Jäger, Kutscher,  
Reibhusaren ic. aus jenen hohen Häusern,  
in ihrem bunten Liverci-Anzug. Die Spaß-  
vögel

vögel haben es zur Gewohnheit gemacht, statt ihrer eignen, einander bei den Namen ihrer Herren zu nennen, und sich nennen zu lassen.

LXXXI.

Der Fasching.

So heißt in der gemeinen Sprache der Wiener, was man sonst die Fastnacht oder den Karnaval nennt.

Für die Wiener — die alten erflärten Freunde von allem was Herz und Sinne vergnügt — ist dieser Zeitraum ein hohes heiliges Fest. Allenthalben, wo man während der Faschingzeit eintritt, ist die erste Frage: Nu wie bringen Sie Ihren Fasching hin, wie unterhalten Sie sich, haben Sie schon waker getanzt? Der stille ruhige Mann, der Denker und Wissenschaftspfleger, kommt beinahe in Verlegenheit über alle Fragen,

gen, über alle die Einladungen auf Hausbälle, Pikeniks, Musiken, &c.

Die Hauptbeschäftigung ist Tanz, und was dazu gehört, und damit verbunden ist. Der Fasching fängt sich am 7ten Januar an, und dauert bis an den hellen Aschermittwoch. Während dieser Tage ruft jeder Stutzer, der ein paar Flinten auf der Weste, und einen Dukaten in der Tasche hat, ohne jemals Horaz gelesen zu haben, auch ohne nur zu wissen, daß jemals ein Horaz lebte, mit den Worten des Dichters auf:

Nunc est bibendum, nunc pede libero  
Pulsanda tellus: nunc Saliaribus

Ornare pulvinar Deorum

Tempus erat dapibus, sodales!

An allen Strassencken kleben weisse, auch roth, blau und gelb gefärbte Einladungszettel, mit den größten Buchstaben, die man nur in irgend einer Druckerei aufreiben kann: Heute ist Musik in dem N. N. Saal; Musik mit Trompeten und

paar

Pauken; Muff mit Wachsbelerchtung  
2c. 2c.

Der vornehmste Lustplatz ist die Re-  
dute. Nebst dieser ist in der Stadt nur  
ein einziger Tanzsaal, auf der Mhlgru-  
be; weil man hier die Wohnungen nö-  
thiger hat, als sie zu grossen leeren Tanz-  
sälen zu verwenden. Diese sind alle in  
den Vorstädten: man bezahlt beim Ein-  
tritt gewöhnlich 20 Kreuzer, die man  
aber nach Belieben verzehren kann.

Die Botshafter, und mehrere an-  
dere grosse Herren geben für den hohen  
Adel Bälle in ihren Häusern. Der Mit-  
telstand, die Rätthe, Bankiers, Regozit-  
anten, und andre vermögende Bürger  
ahmen sie darine nach. Man gibt Pi-  
keniks zu 2 Fl. für die Person. Man  
veranstaltet geschlossene Bälle bei Traf-  
teurs, in Privathäusern, Gasthäusern.  
Die Hausoffiziers aus den Palästen der  
Grossen veranstalten auf eigne Faust mit  
ihren Weibern, Töchtern, mit Gouvernan-  
ten,

ten, Kammerjungfern, Putzmacherinnen u. glänzende Tanzfeste, auf denen sich manche Zofe mit den Diamanten ihrer Dame schmückt.

Der Pöbel strömt überall hin wo eine Weinflasche blinket und ein Hackbrett klimpert: er ahmt die obern Stände so gut nach, als er kann. Im Jahre 1785 gaben die Dilettanten aus seinem Mittel im Neuen Perchenfelde ordentliche Bälle mit fünf Kreuzer Eintrittsgeld.

Masken sind, ausser dem Meduten- saale, gänzlich verboten.

Der Fasching ist eine gefährliche Zeit. Die erste Unschuld manches Mädchens, die Tugend manches Weibes, findet darin ihr Grab. Wie wär's auch möglich, in jenen Schäferstunden, wo man von Wein, und Tanz, erhitzt, unter vier Augen im einsamen Wagen nach Hause fährt, sich ins Schlafzimmer begleiten läßt; in jenen Augenblicken, wo selbst der strenge Vater, die wachsame Mutter, der argwöhnische Ehe-

Ehemann, die Falten des Ernstes beiseite legt, und mit der Freude beschäftigt ist; in jenen Augenblicken, auf die der flammende Liebhaber schon ein ganzes Jahr lang gelauert hat, stets alle nöthige Fassung und Stärke beizubehalten. . . Allein, man muß das Gute wie das Böse sagen. Zum Ersatz erschafft er auch glückliche Bekanntschaften, bringt plötzlich Herzen zusammen, die lange einsam nach einem sympathetischen Anklang schmachteten, stiftet dauerhafte Liebschaften und selbst Ehen.

Den Bucherern und Geldmäklern gelingt es niemals besser, als im Fasching: dieß ist ihre Erndte. Uhren, Schnallen, Dosen, Ringe, Kleider, Schuldbriefe u. c. alles bekömmet Flügel. Nie gelangt man um geringern Preise zu schönen Mobilien, als um diese Zeit. Um diese Rebuten, um jenen Ball besuchen, und gewisse Absichten ausführen zu können, gibt der Stutzer und die Rokette ihre kostbarsten Habe um die Hälfte des Werthes in der Eile von

sich. Im Bersaghause wird der Raum zu enge; die Juden können nicht haaren Geldes genug austreiben. Man stellt Wechselbriefe mit doppelter Summe des Empfangs aus; man verpfändet seine Besoldungsquittungen auf drei Monate vorhinein; und springt, und lärmt, und erliegt im freudigen Taumel —

Quo me Bache rapis tui plenum!

## LXXXII.

### Die Fasten.

Genug! der Tanz ist aus, zerschlagt die Flöten!

Ein bißchen Asche auf die Köpfe gestreut, bringt die rasenden Kristen wieder zu sich selbst — sagt der Türkische Spion. Am Aschermittwoche geht man frühe von den Tanzböden weg, geradezu in die Kirche, läßt sich mit Asche bestreuen, und gehet dann nach Hause, um auszuschlafen.

Die

Die Fasten, welche so wenig zu unsrer heutigen politischen und kirchlichen Verfassung paßt, fängt allmählich an, von ihrer Strenge zu verlihren. Ehmals hielt und sah man sehr genau darauf; und manchem, der dieses Geboth nicht beobachtete, hat die Nahrung, die er zu sich nahm, oft an seiner Beförderung im Dienste geschadet. . . In jedem Wirthshause hieng eine gedruckte Verordnung, daß der Wirth zehn Thaler Strafe geben müsse, der bekannten Katholiken an Fasttagen Fleischspeisen vorseze.

Heut zu Tage wird gemeiniglich dispensiret; und daß überhaupt kein solcher Zwang mehr herrsche, dieses verspürt man an dem gefallenem Preise der Eßwaaren welche für diese Zeit bestimmt sind. Ein ehrlicher Fischhändler versicherte vor einigen Tagen, daß er allein seit drei — vier Jahren jährlich wenigst um zwanzigtausend Gulden weniger Fische verkaufe als sonst. Dieß rühret theils von den Dispen-

sen her, theils ist es aus der veränderten Denkart des Publikums, theils aus der Aufhebung so vieler Klöster entstanden.

Die Wiener — welche bekantlich näschtige Leckermäuler sind — schmachteten von jeher, auch in der heiligen Fastenzeit nach den ägyptischen Fleischöpfen, allein ihr Gewissen stand den Gelüsten des Magens im Wege. Auch dafür fand sich ein Weg. Die Kirche ist keine Stiefmutter; von ihrem nachsichtigen Geiste befeelt, erleichterte der päpstliche Nuntius schon seit lange die zarten Gewissen. Sein Portier (Thorsteher) hatte Fastendispenzationen zu tausenden in Bereitschaft liegen: die Taxe für ein solches Zettelchen waren zwei Siebzehnerstücke. Dieser kleine geistliche Handel machte einen Theil der Besoldung des Portiers aus. Die Wiener holten bis auf die neuesten Zeiten diese Dispensazionen haufenweise. Einige lachten wohl darüber in öffentlichen Gasthäusern, aber sie hol-

ten

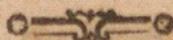
ten dieselben doch. So groß ist die Macht der Vorurtheile!

Wie man ehedem das Fleisch in der Fastenzeit abtödtete, so wollte man auch den Geist abtöden. Die Theater waren geschlossen. . . Man hat nun auch hierin nachgegeben. Im vorigen Jahre wurden zum erstenmal während der Fasten auf der hiesigen Bühne Schauspiele gegeben, und 1787 wurden sie auch auf den Bühnen der Provinzialstädte erlaubt.

LXXXIII.

Volklisten vom Jahre 1786.

Da wir die genaue Zahl von den Bewohnern Wiens so wenig mit Zuverlässigkeit angeben können, als man es von einigen andern der größten Städte Europas kann, so müssen wir uns elusweilen mit Tauf- und Sterbelisten begnügen, um darauf wenigst wahrscheinliche Vermuthun-



gen von dem Bevölkerungszustand dieser Stadt zu gründen.

Im Jahre 1786 sind in Wien und dessen Vorstädten

gestorben :

Männer . . . . .	2295
Weiber . . . . .	2152
Knaben *) . . . . .	3119
Mädchen . . . . .	3005

Zusammen = 10571

Getauft wurden in allen Pfarren

Knaben . . . . .	4779
Mädchen . . . . .	4593

Summe = 9372

Todtgeboren . . . . . 435

In dem Gebährhause sind zur Welt gekommen :

Knaben . . . . .	598
Mädchen . . . . .	535

Summa 1133

Für

\*) Als Knaben und Mädchen werden die Kinder unter 10 Jahren gerechnet.

Für die ungetauften Kinder der  
hiesigen Juden und der wenigen  
Türken rechne ich . . . . . 65

Also ist die Summe aller Todes-  
fälle . . . . . 10571

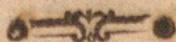
Die Summe aller Geburten . . . 11005

Also übertrifft in diesem Jahre die  
Zahl der Geburten jene der  
Sterbefälle um . . . . . 434

oder wenn man die wirklich lebend  
zur Welt gekommenen annimmt,  
um . . . . . 1

Getraut wurden in diesem Jahre  
Paare . . . . . 2690

Vergleicht man diese Listen vom Jahre  
1786 mit den Listen vom Jahre 1785,  
so zeigt sich, daß in dem letzten Jahre  
1032 Menschen weniger gestorben, 281  
weniger getauft, 23 mehr todt zur Welt  
geböhren, und 202 Paare mehr getraut  
worden sind, als im Jahre 1785.



Am letzten Dezember 1785 waren in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause 1095 Kranke wirklich vorhanden, dazu kamen in dem ganzen Zeitraum des Jahres 1786, vom 1. Januar bis zum letzten Dezember, von Tag zu Tag noch 10558 Kranke. Von diesen sind geheilt entlassen worden 9627, gestorben sind 799. Folglich blieben beim Anfang des gegenwärtigen Jahres wieder 1227 Kranke übrig.

Diese Angaben sind aus der hiesigen Zeitung genommen.

## LXXXIV.

## Konsumtion vom Jahre 1786.

Vom 1. November 1785 bis zum 31. Oktober 1786 sind an den Linien von Wien verzollt worden:

Ochsen . . . . .	42197	Stüde.
Rübe . . . . .	1511	—
Kälber . . . . .	66353	—
Schafe . . . . .	53925	—
Lämmner . . . . .	164700	—
Schweine . . . . .	96949	—
Spanferkel . . . . .	12967	—
Oestreicher Wein . . . . .	454063	Eimer
Ausländ. u. Ung. Wein . . . . .	10276	—
Bier . . . . .	382578	—
Weiß Mehl . . . . .	379804	Zent.
Schwarz Mehl . . . . .	293041	—
Gries . . . . .	9920	—
Hülfsenfrüchte . . . . .	55225	Mezen
Weizen u. Korn . . . . .	148655	—
Gerste . . . . .	136232	—
Haber . . . . .	719286	—

Den

Heu . . .	18471	Fuhr.
Stroh . . .	1286517	Bünde
Unschlitt . . .	23927	Zentn.

Obschon der Tariff der Einfuhr nicht ganz genau den Stand der hiesigen Verzehrung darlegt, so gibt er ihn doch bis auf wenige Artikel, und den Ueberschuß der durch Schleichhandel hereingebrachten Dinge, genau. Laßt uns also aus dieser Liste eine Vergleichung der Verzehrung vom Jahre 1786 mit dem Jahre 1785 anstellen. Wien verzehrte in dem Jahre 1786 gegen das vorhergehende

Mehr.

Ochsen . . .	1156	Stüke.
Rühe . . .	192	—
Schafe . . .	4931	—
Lämmer . . .	17524	—
Spanferkel . . .	91	—
Bier . . .	5748	Eimer.
Weiß Mehl . . .	8912	Zentner
Schwarz Mehl . . .	30848	—

Gries

Gries . . . . .	2785	Zentner
Hülsenfrüchte . . . . .	10249	Mezen.
Gerste . . . . .	62446	—
Haber . . . . .	14784	—
Stroh . . . . .	56355	Bünde.
Unschlitt . . . . .	2396	Zentner.

Weniger.

Kälber . . . . .	4886	Stüke.
Schweine . . . . .	1607	—
Destr. Wein . . . . .	93642	Eimer.
Ausländ. u. Ung. Wein.	373	—
Weizen u. Korn . . . . .	3670	Mezen.
Heu . . . . .	1436	Fuhren.

Die Verzehrung des Jahrs 1786 war also um ein beträchtliches stärker, als die Verzehrung des vorigen Jahres. Selbst die zwei verminderten Artikel der Kälber und Schweine, werden durch die Zahl der Ochsen, Schafe und Lämmer ersetzt. Die Bevölkerung muß also im steigen seyn,

Nur mit dem Wein bin ich in Verlegenheit. Daß die Wiener im Jahre 1786 um 94015 Eimer weniger sollen getrunken haben, als im vorhergehenden Jahre, kann ich nimmermehr glauben. Die richtigste Auflösung dieses sehr großen Abstandes wird wohl seyn, daß auf Veranlassung der Kammeradministration eine große Menge Wein von den aufgehobenen Klöstern zum Verkauf nach Wien gebracht wurde, welcher Zollfrei in die Stadt gieng, und also den beträchtlichen Unterschied in den Mauthregistern machte.